

Ohne Eltern.

Aus dem Heim an die Uni. **8**

Ohne Scham.

Gemeinderatswahlen in Niederösterreich. **18**

Ohne Geschichte.

Whitewashing stiehlt Identitäten. **26**

Ohne Kohle.

Das älteste und sympathischste Kino Wiens. **35**

Wessen Uni?

Während uns die maroden Unis auf den Kopf fallen, schickt der Bund Millionen im Mietkarussell herum.

P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO,73



Vergessen Sie den Heuhaufen. Konzentrieren Sie sich auf die Nadel.



Ohne Umweg zum passenden Job.

Jobsuche im STANDARD. Die erste gemeinsame Entscheidung mit Ihrem zukünftigen Arbeitgeber. DER STANDARD verbindet. Rund um die Uhr auf derStandard.at/Karriere und jeden Samstag im STANDARD.

derStandard.at/Karriere



Bildung

08 STUDIEREN OHNE DOPPELTEN BODEN.

Junge Erwachsene ohne Eltern können nicht mal eben Wäsche von Papa waschen lassen. Doch da fangen die Schwierigkeiten erst an.

11 „WATSON, WAS HABEN SIE ANGERICHTET?“

Bald scannt der Computer dich auf Viren.

12 VERTRETUNG MIT GELD UND SPASSGARANTIE.

Party und trotzdem Pinkepinke machen? In der finnischen Studivertretung geht das.

13 STUDIS AM ENDE.

Wieso kurz vor Studienabschluss so viele doch noch abbrechen.

Cover

Wusstest du, dass Universitäten Mieten zahlen müssen? 335 Millionen Euro sogar. Zum Großteil geht das Geld an die Bundesimmobiliengesellschaft (BIG). Wie bei Mieter*innen und Vermieter*innen üblich sind die Beziehungen zwischen BIG und Unis nicht immer die besten. *progress* berichtet, was für Probleme Doppelfenster und geplante Luxuswohnungen auslösen. Außerdem haben wir herausgefunden, welche Unis am meisten Mieten zahlen müssen und wo sie – überraschenderweise – gesunken sind. **SEITE 4**

Politik

16 WOHIN MIT DER GANZEN NÄCHSTENLIEBE?

Not in my backyard! Anrainer*innen gegen soziale Einrichtungen.

18 NIEDERÖSTERREICH IST ANDERS.

Im größten Bundesland Österreichs kannst du theoretisch 570 Mal wählen und kandidieren.

19 „ASYLSUCHENDE WERDEN HANDLUNGSUNFÄHIG GEMACHT“.

Eine Bilanz über die Verwaltungsnovelle.

Fotoreihe

Der Skitourismus verspricht mit unverspurten weißen Hängen ein unvergleichliches Naturerlebnis. Die zur größtmöglichen Verwertbarkeit der österreichischen Alpen notwendige Schneesicherheit verlangt allerdings einiges ab: Berge müssen umgegraben, Speicherseen für die hungrigen Schneekanonen angelegt werden. Christopher Glanzl war in Österreichs Skigebieten unterwegs und hat Brüche und Verwerfungen dokumentiert. **SEITEN 7, 15, 31**

Dossier

22 REMEMBER, REMEMBER.

6 mal unnützes Wissen, das euch sofort wieder entrinnen wird.

23 „JEDE ERINNERUNG HAT EIN EMOTIONALES MASCHERL“.

Michael Trimmel erklärt, warum Erinnerungen nicht alles im Leben sind.

24 ORTE DER ERINNERUNG.

Irgendwo muss das Ganze ja abgespeichert sein.

26 ZEITREISENDE ETHNO-WASCHMASCHINEN.

Die Leistungen von People of Color werden strukturell unsichtbar gemacht.

28 WIR HABEN UNS (K)EIN DENKMAL GEBAUT.

Denkmäler legitimieren Erinnerungswertes, setzen aber auch fest, was vergessen wird.

30 STAMMBAUMRÜTTELN.

Sonja Luksik hat für uns in die Ahnenforschung hineingeschnuppert.

Dossier

Im Jänner waren es 70 Jahre seit der Befreiung von Auschwitz; im Jänner tanzen auch jährlich Burschenschaftler in der Wiener Hofburg. Wir haben uns im Zuge dessen mit individueller und kollektiver Erinnerung beschäftigt. Wie können wir Dinge, die wir erlebt haben, nicht vergessen und Ereignisse, die vor unserer Zeit liegen, in die Gegenwart holen? **SEITEN 22 BIS 30**

Illustrationen

Die Illustrationen fürs Dossier zum Thema Erinnern stammen aus Soufeina Hameds Feder. Hamed zeichnet gegen den islamophoben Normalzustand. Mit ruhiger Hand gestaltet sie kluge und witzige Kurzgeschichten, die nicht nur den Rassismus der Gesellschaft, sondern auch die Zerrissenheit junger Muslimas darstellen. **SEITEN 21 BIS 30**

tuffix.deviantart.com

Feuilleton

32 MEHR ALS NUR EIN BEISL.

Dschungelflair bis Wohnzimmerfeeling: Vier Lokale, die sich gegen Verwertungs politik wehren.

34 PRIME TIME FOREVER.

Sag mir deine Lieblingsserien und ich sag dir, wer du bist.

35 KOHLE FÜRS KINO.

Nach 46 Jahren als Kinobetreiberin ist Anna Nitsch-Fitz noch immer begeistert. Vorsicht, ansteckend!

36 REZENSIONEN.

Gutes und supergutes Zeug.

38 DIFFERENZIEREN, DIFFERENZIEREN UND NOCHMALS DIFFERENZIEREN.

Nach Charlie Hebdo: Keep calm and do your fucking job.

Editorial

Liebe Leser*innen!

Irgendwie sehen wir uns ja als Magazin fast dazu genötigt, uns in irgendeiner Form zu Charlie Hebdo zu äußern. Anstatt sich plötzlich mysteriös in Charlies zu verwandeln oder an dieser Stelle leitartikelnd Terror gegen rassistischen Backlash und Islamophobie aufzuwiegen, möchten wir lieber besonnene Stimmen sprechen lassen. Mascha Dabić zum Beispiel, die in ihrem Kommentar zu einer strengen Entemotionalisierung der sogenannten Islamdebatte aufruft. Und besonders stolz sind wir darauf, die Künstlerin Soufeina Hamed als Illustratorin für diese Ausgabe gewonnen zu haben: Mit klaren Linien tritt die Comic-Zeichnerin gegen Scheinheiligkeit und Rassismus auf, ohne jemals populistisch zu werden.

Während wir diese Zeilen schreiben, zeigt sich Österreich einmal mehr von seiner schiachsten Seite: in der Hofburg tanzen rechte Burschenschaften, Pegida versucht in Wien Fuß zu fassen und die Charlies von vor ein paar Wochen sorgen sich währenddessen nur um das Wohlergehen von Fensterscheiben. Trotzdem wünschen wir euch für den Februar einfach mal – gute Erholung.

Eure *progress*-Redaktion

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe: 01/2015

Auflage: 120.000 Stück

Erscheinungsmonat: Februar

Medieninhaber: Österreichische HochschülerInnenschaft,

Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Kontakt: progress@oeh.ac.at

Chef*innenredaktion: Joël Adami, Olja Alvir,

Marlene Brüggemann

Autor*innen dieser Ausgabe: Joël Adami, Tuba Alacali, Olja Alvir, Julia Beirer, Sandra Biondi, Marlene Brüggemann, Mascha Dabić, Korbinian Edelweiß, Alexander Gotter, Eva Grigori,

Katharina Gruber, Magdalena Hangel, Clara Heinrich,

Klemens Herzog, Nour Khelifi, Katja Krüger, Sonja Luksik,

Julia Mathe, Michael Mayer, Laura Porak, Anna Radl,

Flora Schausberger, Sara Schausberger, Anne Schinko,

Markus Schüssler, Katharina Spielmann, Daniela Sulz.

Cover: Mafalda Rakoš

Dossier: Soufeina Hamed

Lektorat: Anna Ellmer, Mirjam Pot

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann

Einstürzende Neubauten

Von maroden Hörsälen bis zu herabfallenden Fassaden – Österreichs Ungebäude sind nicht gerade in Topform. Wer ist hier zuständig und wie viel kostet das Ganze eigentlich?

2. Jänner 2015: Vom „Learning Center“ der neuen WU fällt eine 80 Kilo schwere Betonplatte. Das Gleiche ist ein halbes Jahr zuvor – im Juli 2014 – schon einmal passiert. Der Campus der WU wurde erst im Herbst 2013 eingeweiht, nun sieht der Vorplatz der Bibliothek wieder wie eine Baustelle aus: Ein Gerüst soll vor weiteren herabstürzenden Fassadenelementen schützen, bis die Ursachen endgültig geklärt sind. Herabfallende Fassadenteile sind an Österreichs Universitäten nicht unbedingt eine Seltenheit: Im Herbst 2012 fiel etwa eine Fensterscheibe aus dem zweiten Stock des Türkenwirt-Gebäudes der *Universität für Bodenkultur Wien* (BOKU). Auch hier steht seitdem ein Gerüst, das die Studierenden vor ihrer eigenen Universität schützen soll. Und auch hier kam durch die fallende Fensterscheibe glücklicherweise niemand zu Schaden.

Diese doch recht dramatischen Beispiele illustrieren, womit Studierende alltäglich konfrontiert sind: Österreichs Universitätsgebäude sind nicht in bestem Zustand. Zwar stürzen nicht ständig Betonplatten von allen Universitäten zu Boden, aber die Liste der Beschwerden ist doch lang: Sie reicht von zu wenig Lern- und Gruppenräumen über inadäquate Toiletten bis hin zu groben baulichen Mängeln, beispielsweise im Fall von Türen, die ständig kaputt gehen, weil sie nicht für die hohe Frequenz an ein- und ausgehenden Studierenden ausgelegt sind. Hinzu kommt, dass viele Universitätsgebäude nicht barrierefrei sind. Der Klassiker ist die Klage

über zu kleine Hörsäle, die an manchen Hochschulen schon wenige Jahre nach ihrer Entstehung ertönt.

MIETKARUSSELL. Was sind die Ursachen für bauliche Mängel? Warum kriegen es die österreichischen Universitäten nicht hin, ihren Studierenden genug Platz und annehmbare Konditionen zum Lernen und Studieren zu bieten? Viele von uns würden mit dem ewigen Mantra, das die österreichische Hochschullandschaft seit vielen Jahren begleitet, antworten: Es fehlt den Universitäten einfach an Geld, um ihre Gebäude zu erhalten oder neue zu errichten. Aber so einfach ist das mit „ihren Gebäuden“ nicht. Die wenigsten Universitäten besitzen die Gebäude, die sie benutzen, selbst. Als die Unis im Jänner 2004 in die sogenannte „Autonomie“ entlassen wurden, haben sie zwar die Hoheit über ihr Finanzgebahren erhalten, die Gebäude blieben jedoch im Besitz einer GmbH: die *Bundesimmobiliengesellschaft* (BIG).

Die BIG, die in die drei Unternehmensbereiche Universitäten, Schulen und Spezialimmobilien gegliedert ist, ist Vermieterin von beinahe allen Universitätsgebäuden Österreichs. Sie steht zu 100 Prozent im Eigentum der Republik Österreich. Dabei kommt es zu einer paradoxen Situation: Der Bund vergibt in Form von Steuergeldern finanzielle Mittel an die Universitäten, die wiederum diese Gelder als Mieten an die *Bundesimmobiliengesellschaft* zahlen. Die Mieteinnahmen fließen in der Folge wieder dem Bund selbst zu. Das Geld wird also einmal im Kreis

herumgereicht, mit der BIG als mittlere Instanz. Und wenn Geld von einem Konto auf das nächste wandert, wird es natürlich nicht mehr, sondern weniger. Es fallen schließlich Bankgebühren, Verwaltungs- und Transaktionskosten an.

355 MILLIONEN. Die BIG wurde im Jahr 1992 gegründet und löste damit die *Bundesgebäudeverwaltung* (beziehungsweise die *Bundesbaudirektion Wien*) ab. Die BIG verwaltet seither den überwiegenden Teil der Immobilien der Republik Österreich. Damals wurde argumentiert, eine staatliche Verwaltung sei zu ineffizient und führe zu langen Wartezeiten bei Bauprojekten, Schwierigkeiten bei der Verwertung nicht mehr benötigter Gebäude und mangelndem Kostenbewusstsein. Das Bewusstsein für die Kosten eines Gebäudes fehlte offenbar sowohl bei den Benutzer_innen der Gebäude als auch bei der *Bundesgebäudeverwaltung*. Bis 1992 war die Benutzung der Gebäude durch öffentliche Stellen – wie zum Beispiel Universitäten – nämlich kostenlos. Mit der Gründung der BIG änderte sich das: Sie handelte mit den einzelnen Mieter_innen Mieten zu marktüblichen Preisen aus. Bis zum Jahr 2000 verwaltete die BIG zunächst nur Schulen und Universitäten, dann wurde ihr zu einem Preis von 2,4 Milliarden Euro das Eigentumsrecht an fast allen Bundesgebäuden übertragen. Heute betreut die BIG mit ihren Tochtergesellschaften 2.800 Gebäude, die ungefähr einen Wert von neun Milliarden Euro ausmachen. Ungefähr 23 Prozent dieser Gebäude werden von Universitäten genutzt.



Fotos: Mafalda Rakoš

Die *Bundesimmobiliengesellschaft* ist die erste Ansprechpartnerin für die Mieter_innen, sie wickelt Bauvorhaben ab, regelt Miet- und Vertragsverhältnisse und kümmert sich um die Instandhaltung ihrer Gebäude. Unter der schwarz-blauen Koalition wurden 2000 ein weiteres Mal die Rechte der BIG erweitert: Mit dem „Bundesimmobiliengesetz zur Verwertung nicht mehr benötigter Liegenschaften“ ist es der BIG nun auf höchster Ebene gestattet, Teilbereiche von universitären Gebäudekomplexen zu verkaufen – etwa an zahlungskräftige Privatinteressent_innen.

Ebenso wie die BIG Gebäude an Private verkaufen kann, können die Unis auch andere Vermieter_innen finden. Allerdings gehören 90 Prozent aller Unigebäude der BIG. Einige Unis besitzen selbst einzelne Grundstücke, so zum Beispiel die *Veterinärmedizinische Universität* (VetMed): „Das Lehr- und Forschungsgut im Bezirk Baden in Niederösterreich, bestehend aus vier landwirtschaftlichen Betrieben, gehört der VetMed selbst“, erklärt Doris Sallaberger vom Büro des Rektorats der VetMed.

Trotzdem muss die VetMed ungefähr 33 Prozent ihres Globalbudgets für Mieten aufbringen – der höchste Anteil aller Unis. Insgesamt mussten die Unis 2013 etwas mehr als 355 Millionen Euro an Miete zahlen. Wie viel Miete die einzelnen Universitäten zahlen, ist dabei sehr unterschiedlich. „Die Lage ist sehr entscheidend, denn jede Uni hat einen eigenen Mietvertrag mit der BIG“, legt Wolfgang Nedobity dar, der bei der *Österreichischen Universitäts-*

tenkonferenz (UNIKO) für Gebäude- und Infrastrukturfragen zuständig ist. Relativ gesehen kommen die BOKU und die TU Wien am zweitschlechtesten weg: Fast 22 Prozent ihres Globalbudgets müssen die technisch-naturwissenschaftlichen Unis für Mieten ausgeben.

HERUNTERKRACHENDE STUDIERENDE. An der BOKU wird derzeit von der BIG das Hauptgebäude renoviert. Damit trotzdem Lehrveranstaltungen abgehalten werden können, ist die „Universität des Lebens“ in die Augasse gezogen. Das klingt ein bisschen nach Hobbit-Romantik, dieser temporäre Standort ist aber in Wirklichkeit der Betonklotz der alten WU. Manche Hörsäle und Büroräumlichkeiten kann die BOKU ohne Mehrkosten nutzen, für das Audimax der alten WU muss sie jedoch extra Miete zahlen, da sie in ihrem Hauptgebäude keinen so großen Hörsaal besitzt. Wohlgermerkt würde dieser Hörsaal ansonsten einfach nur leer herumstehen, wie große Teile der alten WU es momentan tun. Immerhin müssen die BOKU-Erstsemestrigen nicht mehr in ein Großkino am anderen Ende der Stadt fahren, um ihre Vorlesungen zu hören. So richtig zufrieden sind die Studierenden mit ihrem „Ausweichquartier“ aber dennoch nicht: „Es ist bereits mehrmals während der Vorlesungen passiert, dass die Stühle einfach so zerbrachen; die Studierenden purzelten dann mit lautem Krachen runter“, erzählt Simon, der sich auch über fehlende Infrastruktur wie WLAN oder Uhren beklagt: „Ein Lehrender bringt immer selbst eine Wanduhr mit, damit alle die Zeit im Blick haben.“

Auch wenn manche BOKU-Studierende die gute Verkehrsanbindung oder den „post-apokalyptischen Charme“ der Augasse schätzen, so klagen doch beinahe alle über die Klimaanlage, die auch im Winter für arktische Temperaturen in den Hörsälen sorgt.

Pro Studierende_r zahlt die BOKU insgesamt circa 2.050 Euro im Jahr Miete. Damit liegt sie im oberen Mittelfeld, noch mehr zahlen vor allem die künstlerischen Unis, die mit niedrigen Studierendenzahlen und großem Flächenanspruch in dieser Wertung natürlich ziemlich schlecht abschneiden. Das günstigste Verhältnis von Studierenden zu Mieten hat die einzige „Universität“ Österreichs, die auch ihr eigenes Gesetz hat: die *Universität für Weiterbildung* in Krems zahlte 2013 pro Studi nur 120 Euro Miete, allerdings nicht an die BIG, sondern an das Land Niederösterreich, das die Gebäude für die Donau-Uni bereitstellt.

So unterschiedlich die Ansprüche der einzelnen Unis an ihre Gebäude sind, so unterschiedlich entwickeln sich auch ihre Mieten: Vom Jahr 2012 auf das Jahr 2013 war von Steigerungen von bis zu 19 Prozent (JKU Linz) und Minderungen von bis zu zehn Prozent (WU – trotz des Umzuges auf einen neuen Campus) alles dabei. Auch die Erfahrungen der Unis mit der BIG sind höchst unterschiedlich.

Die BIG ist nämlich föderal strukturiert. Die Zentrale in Wien hat jedoch für jedes Bundesland eigene Betreuer_innen, die mit den Universitäten vor Ort zusammenarbeiten; „mehr oder weniger“,



Fotos: Mafalda Rakoš

wie Reinhold Strasser, Leiter der Abteilung Gebäude und Technik der *Paris Lodron Universität Salzburg* sagt. Die Zusammenarbeit der Zentrale mit den Salzburger Landesstellen sei problematisch. Kleinste Gebäudereparaturen müssten jedes Mal zuvor in Wien genehmigt werden. Auch die Aufteilung der Zuständigkeiten zwischen den Universitäten und der BIG selbst sei ausbaufähig. Ein Beispiel, das absurd klingt, aber die Causa veranschaulicht wie kein zweites, sind Doppelfenster: Bei Reparaturen von Fenstern ist die BIG für die äußere Fensterscheibe, die Uni für die innere zuständig. Dabei handle es sich um eine normale Klausel des Mietgesetzes, wie *progress* von den Universitäten immer wieder versichert wurde. Wie sinnvoll diese im universitären Alltag ist oder ob sie gar zur angestrebten Kosteneffizienz führt, ist fraglich.

BUNDESLUXUSWOHNUNGEN. Einen ärgeren Konflikt tragen die Studierenden der *Universität für Musik und darstellende Kunst Wien* (mdw) mit der BIG aus: Auf der Homepage der Hochschul_innenschaft der mdw werden Bauspekulation und BIG in einem Satz erwähnt. Darunter sind jede Menge Fotos einer Brachfläche, die an einen Gebäudeflügel der Uni angrenzt. Augenscheinlich eine Baustelle: Rote, gelbe und blaue Container sind darauf zu sehen, umgrenzt von einem grauen Stahlzaun. Bevor die Container auftauchten, gab es uniinterne Bestrebungen, die ohnehin schon begrenzte Nutzfläche der Universität durch die Bebauung dieser anschließenden Brachfläche zu vergrößern: Immer wieder waren solche Pläne

aber aus Gründen des Denkmalschutzes abgelehnt worden. Nun hat die BIG, der die Liegenschaft in der Beatrixgasse 11-17 gehört, diese an eine Firma namens „Beatrixgasse 11-17 GmbH“ verkauft – einer Tochter der *ARE Development GmbH*, die wiederum eine Tochter der BIG ist. 31 Luxuswohnungen mit Blick auf den Stephansdom sollen hier nun gebaut werden.

Die *Universität für Musik und darstellende Kunst* bietet diverse Instrumentalstudienrichtungen an. Elementarer Bestandteil ist das regelmäßige Üben. Laut Hochschul_innenschaft laufen aktuell schon täglich Beschwerden von Anrainer_innen, die sich durch die lauten Proben der Studierenden gestört fühlen, bei der Universität ein. Kommt demnächst ein neuer Wohnbau in unmittelbare Nähe der Uni, könnten die ohnehin schon begrenzten Probezeiten ein weiteres Mal gekürzt werden.

WIDERSTAND. Studentischer Widerstand gegen BIG-Projekte ist aber nichts Neues: Mitte der 2000er-Jahre kämpfte das selbstverwaltete TüWi-Lokal gegen Pläne der BOKU, das Gebäude (und damit die Grundlage des Lokals und des angeschlossenen Hofladens) der BIG zu überlassen. Dies war nämlich in den Leistungsvereinbarungen festgehalten worden. Der Protest wirkte: Das TüWi, das offiziell auf Flächen der ÖH BOKU (die diese wiederum von der BOKU zur Verfügung gestellt bekommt, die sie von der BIG anmietet) steht, blieb. Und wird auch nach dem geplanten

Abriss und Neubau des Gebäudes wieder einziehen dürfen.

2013 forderte die UNIKO, dass die BIG sämtliche Unigebäude an die Universitäten zurückgeben sollte, damit diese von der Last der hohen Mieten befreit werden und es auch leichter haben, Kredite aufzunehmen. Heute will von dieser Forderung fast keine Uni mehr etwas wissen: „Die Probleme der Finanzierung der Gebäudeerhaltung bleiben gleich und das was die Universitäten jetzt für die Mieten vom Bund bekommen, würde dann eben nicht mehr gezahlt werden. Tatsache ist aber, dass die Konstruktion Eigentümerin BIG – Mieterinnen Universitäten auch nicht sinnvoll ist, da hier Geld gewissermaßen im Kreis geschickt wird und letztlich profitieren davon die Banken“, erklärt die Rektorin der *Akademie der Bildenden Künste*, Eva Blimlinger.

Die BIG war bis zu Redaktionsschluss nicht für eine Stellungnahme zu haben. Aber ob mit oder ohne sie: Probleme an Unigebäuden werden letzten Endes nur durch eine höhere Finanzierung gelöst werden können.

Joël Adami studiert Umwelt- und Bioressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur Wien.

Anne Schinko studiert Politikwissenschaft und Geschichte an der Universität Wien.

BILDUNG



Studieren ohne doppelten Boden

Für Menschen, die während des Studiums nicht auf familiären Rückhalt zählen können, ist der Weg durch die Uni besonders hürdenreich.

Sogenannte „Care Leaver“ sind Menschen, die die stationäre Jugendhilfe oder eine Pflegefamilie verlassen haben und meist im Alter von 18 Jahren selbständig ihr Leben bewältigen müssen. Also: ehemalige Heimkinder, ehemalige Pflegekinder und solche, die im *Betreuten Wohnen* unterkamen. Care Leaver sind in unserer Gesellschaft mit Problemen konfrontiert, die bisher wenig Aufmerksamkeit bekommen. Viele von ihnen kommen aus zerrütteten Familienverhältnissen. Umso mehr benötigen sie deshalb die Versicherung, dass sie Verlusterfahrungen und Existenzängste nicht erneut durchleben müssen. Das abrupte Ende der Jugendhilfe bei Erreichen der Volljährigkeit führt allerdings oft genau dazu. Denn während im europäischen Durchschnitt die meisten jungen Erwachsenen bis 25, wenn nicht bis 27 Jahre, bei ihren Eltern wohnen bleiben – in Österreich sind es durchschnittlich 24,6 Jahre – und so nach und nach in die Selbstständigkeit hineinwachsen können, endet für einen Großteil der Care Leaver die Versorgung durch die Jugendhilfe bereits an ihrem 18. Geburtstag.

JUGEND DER ARMUT. Die Jahre zwischen 18 und 25 werden in der Pädagogik nicht umsonst nicht mehr als bloße Verlängerung der Jugend erachtet, sondern vielmehr als eine Lebensphase, die für sich steht: die der „jungen Erwachsenen“, auch als „Emerging Adulthood“ bezeichnet. Diese Lebensphase spielt sich nicht außerhalb sozioökonomischer Kontexte ab, sondern bettet sich in eine Realität der steigenden Jugendarmut ein. Zu diesem Schluss kam die in Deutschland ansässige *Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe* (AGJ). 20- bis 25-jährige gehören heutzutage zu den ärmsten Altersgruppen. Viele von ihnen leben aus diesem Grund noch bei den Eltern. Sie haben Jobs, die nicht in dauerhafte Anstellungen münden, beispielsweise in Leiharbeitsverhältnissen. Care Leaver trifft das besonders hart, weil sie sich der prekären Situation junger Erwachsener ohne familiären Rückhalt stellen müssen. Die Gefahr von Arbeits- und Wohnungslosigkeit ist für sie besonders hoch, die Bildungsaussichten sind gering. In Deutschland erreicht nur ein Prozent der Care Leaver den Hochschulsektor. Fehlende Ressourcen und fehlende persönliche Betreuung durch

vertraute Ansprechpartner*innen sind dabei zentrale Hindernisse.

Wie die *Internationale Arbeitsgemeinschaft für Jugendfragen* (IAGJ) beschreibt, wurden Ende 2013 in Österreich 11.913 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der *Kinder- und Jugendhilfe* stationär betreut, 1.066 von ihnen waren im Alter zwischen 18 und 21 Jahren. Zu den Hauptgründen der Unterbringung zählen die Gefährdung des Kindeswohls im Elternhaus sowie die dort fehlende Erziehungskompetenz. Die Jugendhilfe wird nur in Ausnahmefällen bis zum 21. Geburtstag verlängert und die betroffene Person muss auf jeden Fall zustimmen. In manchen Fällen sind es auch das Jugendamt oder andere Organisationen, die bestimmte junge Erwachsene nicht weiter betreuen wollen.

Während es in England und Australien bereits Möglichkeiten der Vernetzung für Care Leaver gibt, ist in Österreich bisher noch kaum etwas zu dem Thema zu hören. In Deutschland hat sich an der *Universität Hildesheim* eine Forschungsgruppe gebildet, die Angebote für studierende Care Leaver untersucht. Aus dieser Arbeit entwickelte sich auch ein Netzwerk für betroffene Care Leaver, die studieren. Sie organisieren gemeinsame Treffen und sind online auf *Facebook* und in einem eigenen Forum zu finden. Kürzlich haben sie auch einen Verein gegründet: *Careleaver e.V.*

EMOTIONALE VERSORGUNG. Die Hürden, die ehemalige Heim- und Pflegekinder auf dem Weg zum Studium überwinden müssen, sind besonders hoch, denn vor dem Studium müssen einige grundlegende Fragen wie die Finanzierung oder die Wohnsituation geklärt werden.

Studierende mit Familie haben oft die Option, bei der Familie wohnen zu bleiben, wenn sie in der Nähe studieren. Sie sparen damit einen Teil der Lebenshaltungskosten und bleiben zugleich in einer ihnen vertrauten Umgebung. Dadurch erleben sie nicht das entwurzelnde Moment, gleich mehrere lebensumwälzende Veränderungen auf einmal zu

durchlaufen. Sollte es nach Studienbeginn doch noch zu dem Umzugswunsch kommen, können junge Menschen mit familiärem Rückhalt in aller Ruhe nach einem Zimmer Ausschau halten, ohne Angst haben zu müssen, auf der Straße zu landen.

Bei der WG- oder Wohnungssuche sind die finanziellen Mittel die schwerwiegendsten Hindernisse: Viele Vermieter*innen fordern eine Kautions, die in Österreich drei Mal die Höhe der Monatsmiete betragen kann. Ein weiteres Fallbeispiel sind die Bürgschaften: Viele Eltern versichern, dass sie die Miete zahlen, sollte es einen finanziellen Ausfall von Seiten ihres Kindes geben. Care Leaver, die ihre Situation erklären, werden hingegen oft mit einem „Pech gehabt“ abgefertigt. Damit fallen viele Wohnmöglichkeiten weg. Oftmals bleibt nichts anderes übrig, als eine Untermiete einzugehen, was die meisten Care Leaver aber immer in größere Abhängigkeit zu den Hauptmieter*innen stellt.

Sollten sie umziehen, bekommen viele Studierende meist Unterstützung von der Familie: vom Ausdiskutieren, ob die Wohnung mit Schimmelbefall lieber links liegen gelassen und doch lieber das Studierendenwohnheim bevorzugt wird bis hin zur Besorgung des Umzugswagens. Die Tücken des Mietvertrags können in der Familie durchdiskutiert werden. Auch das soziale Netz ist meistens größer und damit auch die Wahrscheinlichkeit, dass immer irgendwer jemanden kennt, der*die gerade eine Wohnung verlässt oder ein Zimmer anbietet. Auch besteht die Möglichkeit, vertraute Gegenstände mitzunehmen, was wiederum kostensparend sein kann: Viele Care Leaver müssen sich von Grund auf neu einrichten und gleichzeitig vieles im Heim zurücklassen, was ihnen lieb geworden ist.

STUDIENBEIHILFE? NUR MIT ELTERN. Auch die Beantragung der Studienbeihilfe kann zum großen Problem werden. Für die Ausfüllung der Dokumente benötigt es nämlich weiterhin die Eltern, zu denen viele Care Leaver keinen Kontakt haben und die sich sehr oft auch nicht verantwortlich sehen. Eine Ausnahme bildet das Selbsterhalter*innenstipendium: Es



Illustration: Valerie Tiefenbacher

gilt für alle, die durchgehend vier Jahre vor Studienbeginn Lohn bezogen haben. Für die anderen bedeutet das: Wenn bis zum 18. Geburtstag die Jugendhilfe zuständig war und dann plötzlich trotz Volljährigkeit wieder die häufig entfremdeten Eltern angeschrieben werden müssen, geschieht es nicht selten, dass Care Leaver monatelang auf Antworten warten müssen, weil die Ursprungsfamilie entweder überfordert ist oder ihrer Verantwortung einfach nicht nachgehen will oder kann. Es ist nicht klar, wie mit solchen Fällen umgegangen wird. Oftmals kommt es dabei auf die Nachsicht oder auch Willkür einzelner Beamt*innen an, die mit solchen Fällen konfrontiert werden. Nichtsdestotrotz führt so eine Situation fast immer mindestens zu einer verzögerten Auszahlung der Studienbeihilfe, was für die betroffenen Care Leaver oft Schulden und in einigen Fällen auch den Verlust ihres Wohnsitzes bedeutet.

Menschen, die eine Familie haben, erleben oft Rückhalt, sollte etwas nicht ganz nach Plan verlaufen. Sei es für ein Wochenende, an dem eins sich wieder bei Mama und Papa beziehungsweise Mama und Mama oder Papa und Papa einfindet und beim gemeinsamen Brunch mit ihnen über nervende Vermieter*innen klagt, sich mit ihnen gemeinsam über die viel zu hohen Heizungskosten wundert oder einfach nur mal anruft. Selbst wenn das Verhältnis nicht zum Besten steht, ein Bett oder ein warmes Abendessen helfen

schon über manche Hürde. Care Leaver haben diesen „doppelten Boden“ in vielen Fällen nicht.

STIGMA UND AUFSTEIGER*INNENMYTHOS.

Care Leaver müssen mit unterschiedlichen Dynamiken kämpfen: einerseits die eigene Biografie, in der physische und emotionale Gewalt und Vernachlässigung oft eine Rolle spielen. Dafür benötigen sie Unterstützung durch Beratung und/oder therapeutische Behandlung, die auf ihre Verhältnisse abgestimmt sein müssen und sie dort abholen, wo sie stehen. Andererseits erleben sie Stigmatisierung aufgrund ihrer Vergangenheit als Heimkinder oder Pflegekinder. Diese führt nicht selten bereits in der Schule zu Mobbing- und Ausschlusserfahrungen. Care Leaver sind dadurch in Gefahr, erneut in manipulative und emotional gewaltvolle Beziehungen zu Menschen zu geraten. Manche verheimlichen ihre Vergangenheit, um solche Situationen zu verhindern. Das führt allerdings nicht selten zu Isolation und erschwert die Anbindung an andere Menschen.

Gerade auch in der Umgebung der Hochschule, wo ein Großteil der Leute aus Akademiker*innenfamilien stammt und sich mit großer Selbstverständlichkeit dort bewegt, weil bereits die eigenen Eltern die Umgangsformen dieses Milieus verinnerlicht haben, erleben Care Leaver ähnliche Ausschlüsse wie etwa Studierende aus der Arbeiter*innenklasse. Die

Kehrseite dieser Ausschlüsse ist die Romantisierung einer solchen Vergangenheit, gerade auch im Hochschulsektor. Care Leaver, die „es geschafft haben“, die „es allen gezeigt haben“, müssen als Beispiele für den Aufstiegstraum herhalten. Das vermittelt die Idee, dass der Wert eines Menschen daran gebunden ist, ob er*sie den sozialen Aufstieg geschafft hat. Eine solche Perspektive individualisiert soziale Probleme und überlässt dem*der Einzelnen die Mehr-Arbeit, die eigentlich auf strukturelle Probleme innerhalb einer Gesellschaft zurückzuführen sind, mit denen wir niemanden alleine lassen sollten.

Care Leaver benötigen ausreichende Beratung für die Zeit nach der Jugendhilfe, persönliche Betreuung durch Menschen, die sie selbst auswählen können und die ein fester Bezugspunkt bleiben in den ganzen umwälzenden Ereignissen im Leben der jungen Erwachsenen. Sie brauchen klare Bedingungen, die die Schwierigkeiten ihrer Situation anerkennen, in den Behörden, Ämtern und gerade auch an den Hochschulen. Und darüber hinaus brauchen sie das Zugeständnis, wie alle anderen jungen Erwachsenen Fehler machen zu dürfen, zu lernen, sich weiterzuentwickeln und neue Wege zu gehen.

Tuba Alacali studiert Latein und Bibliotheks- und Informationswissenschaften in Berlin.



Help line

01/585 33 33

Beratungszeiten:

mo 15-18, mi 16-18, do 16-18

Österreichische HochschülerInnenschaft
Bundesvertretung
Taubstummengasse 7-9, 1040 Wien



w w w . b e s t i n f o . a t

BeSt³

Beruf Studium Weiterbildung

Jetzt mit Schwerpunkt

BeSt
Master direkt

5. bis 8. März 2015

Wiener Stadthalle



9 bis 18 Uhr, 8. März bis 17 Uhr

Eintritt frei



D i e g r o ß e B i l d u n g s m e s s e

„Watson, was haben Sie angerichtet?“

**Der beste Medizinstudent der Welt ist ein Computer.
Und bald dein Arzt.**

2030. Hinter mir schließt die Haustüre mit einem Klicken. Ich steige in mein Auto, das automatisch die Türen öffnet und teile dem System die Adresse des Krankenhauses, in dem ich arbeite, mit. „Möchten Sie etwas trinken?“, werde ich gefragt. Ich bitte um einen Cappuccino. Die Stimme im Auto teilt mir mit, was auf der Welt passierte, während ich schlief. „Wir haben das Ziel erreicht“, sagt die Computer-Stimme wenig später. Aus dem Brillenfach entnehme ich meine Gesundheits-Brille, die mich rund um die Uhr über Blutzucker, Blutdruck, Puls und jegliche Nährstoffe meiner Nahrungsaufnahme am Laufen hält.

Bei der ersten OP an diesem Tag assistieren mir Watson Alpha und Watson Beta. Währenddessen grübele ich über das gestrige Versagen Watson Deltas. Durch einen Verbindungsfehler zu seiner Energiequelle hatte er bei einer Operation an der Lunge einfach nicht mehr reagiert. Der Neustart dauerte ein paar Minuten und führte beinahe zu einem Organversagen des Patienten. Früher war man misstrauischer, heutzutage ist das Vertrauen in die Technik zu groß. Gehörten derartige Gedanken nicht auch der Vergangenheit an? Die Technologie war doch viel weiter als man dachte. Und zuverlässiger als der Mensch. Die meisten wissen nicht was die Wurzel aus sieben ist, der Computer berechnet es in Millisekunden. Wenn Watson also sagte, dass zu 90 Prozent keine Chemotherapie notwendig sei, so war das auf jeden Fall zuverlässiger als eine menschenmögliche Analyse.

2015. „Welche Behandlung eignet sich am besten bei Brustkrebs Stufe Drei bei Frau Kirschbaum?“, fragt die behandelnde Ärztin im *Memorial Sloan Kettering Cancer Center*. Diese Frage stellt sie nicht etwa eifrigen MedizinstudentInnen. Nein, die Klinikerin spricht mit einem Computer namens „Watson“. Man stelle sich vor, man fragt sein Smartphone nach der besten Behandlung von seinem Fußpilz, anstatt mit der Apothekerin zu sprechen. In diesem Beispiel geht es aber nicht um ein wenig Juckreiz zwischen den Zehen, sondern um eine tödliche Krankheit. Genauer

gesagt um eine der häufigsten Todesursachen bei Frauen. Wer ist dieser Watson, dem wir so viel zuzumuten? Vorgestellt wurde das Computerprogramm 2011 von IBM in der Quizsendung *Jeopardy*. Dabei spielte es gegen die zwei Rekordgewinner der Show. Watson ging als weit überlegener Gewinner aus dem Duell. Nach *Jeopardy* „ging“ Watson zur besten Medizinerin der Welt. Nicht physisch – man ließ das Programm Medizinbücher, neueste Erkenntnisse aus der Forschung und Patientenakten „lesen“ sowie abspeichern.

Watsons Größe ist über die Jahre von dem Raum eines Schlafzimmers zur Größe einer Pizzaschachtel geschrumpft, das System kann aber auch über die Cloud abgerufen werden. Manche nennen ihn den besten Studenten der Welt: Er merke sich alles, beschwere sich nie, sei niemals verkatert oder müde, nie krank, habe keine Beziehungsprobleme und sei nicht voreingenommen. Im Moment macht Watson sich im *Memorial Sloan Kettering Cancer Center* in New York auch schon gut als Assistenzarzt für Onkologie und diagnostiziert laut *Forbes* zu 90 Prozent richtig. Menschen dagegen liegen nur bei einer Rate von 50 Prozent. Wird der Supercomputer bald der beste Diagnostiker der Welt sein?

Dafür spricht, dass sich kein Mensch der Welt das Wissen, das täglich produziert wird, aneignen kann. MedizinerInnen sind meist Gebiete spezialisiert und können nicht sämtliche Informationen und Studien im Kopf haben. Neben den fehlenden Beziehungsproblemen hat Watson auch sonst keine Bedürfnisse: Er muss nicht aufs Klo, keine Rauchpause einlegen und es ist ihm auch egal, welches Geschlecht oder welche Hautfarbe seine PatientInnen haben. Ein weiterer Vorteil der Computerdiagnose sind (nach den hohen Einstiegskosten allerdings) die niedrigen Zusatzkosten inklusive weniger Fehldiagnosen – sprich Entlastung für PatientIn und System. Und dann ist da natürlich noch der (vielleicht) nahende Tag, an dem man Watson über sein Handy fragen kann, wie man in einer Unfallsituation, oder einem Notfall in der Pampa zu handeln hat.

VIRENSCANNER. Wie funktioniert diese virtuelle Diagnose eigentlich? Die behandelnde Ärztin gibt Symptome in das Programm ein. Watson kombiniert die ihm verfügbaren Daten wie elektronische Krankenakten (im österreichischen Fall die umstrittene ELGA) und Daten zu Allergien, Unverträglichkeiten und Langzeitmedikation der Patientin sowie, falls gegeben, Genanalyse und Krankheitsgeschichte der Familie. Dann berechnet Watson zu wie viel Prozent er welche Behandlung empfiehlt. Meist liegt er dabei richtig, das heißt, meist springen die PatientInnen auf die von ihm vorgeschlagene Behandlung an. Watson 2.0 soll auch (Röntgen-)Bilder wahrnehmen und lesen können. Klingt schon ein wenig nach Science Fiction, oder?

Im Hinterkopf sollte man jedoch auch die Risiken behalten. Fehler und Vorurteile, die Menschen in Studien einbauen, werden von Watson automatisch übernommen und so kann es zu einer gefährlichen Verbreitung dieser kommen. Barbara Prainsack vom *Kings College London* erinnert außerdem daran, dass die EntwicklerInnen und UnterstützerInnen von Watson stets betonen, dass diese Software die Arbeit menschlicher ÄrztInnen nicht ersetzen, sondern ergänzen soll. Die Entscheidungshoheit in der Klinik müsse beim Menschen bleiben. Ihre Bedenken: „So gut gemeint solche Versicherungen auch sein mögen, sie übersehen die Tatsache, dass Dr. Watson und andere algorithmische Entscheidungshilfen neue Autoritäten schaffen, die niemandem rechenschaftspflichtig sind, und die als geistiges Eigentum der Firma, die sie produzieren, häufig intransparent sind. Zudem ist es naiv, anzunehmen, dass die Empfehlungen algorithmischer Entscheidungshilfen von KlinikerInnen einfach ignoriert werden können. Es wird viele Situationen geben, in denen ÄrztInnen lieber auf Nummer sicher gehen und entgegen dem eigenen Urteil der Empfehlung der Maschine folgen, um sich nicht angreifbar zu machen.“

Clara Heinrich studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien.

Reiche Vertretung mit Spaßgarantie

Die Helsingin Yliopiston Ylioppilaskunta ist nicht nur die älteste Studierendenvertretung Finnlands, sondern auch eine der reichsten weltweit.

Zu Beginn jeden Semesters ist Helsinki ziemlich bunt: Gruppen von jungen Leuten in farbenfrohen Overalls – jeder Fachbereich an jeder Uni hat eine eigene Farbe – gehen auf Schnitzeljagd durch die Stadt. Eine feuchtfröhliche, von den Studierendenvereinigungen veranstaltete Angelegenheit, an der viele der Studieneulinge teilnehmen, denn fast alle sind in irgendeiner Vereinigung.

Die „Student Unions“ haben in Finnland lange Tradition. An der Spitze steht die SYL, die *National Union of Students in Finland*. Ihr gehören alle 20 finnischen Studierenden-Unionen an. Die *Helsingin Yliopiston Ylioppilaskunta* (HYY) ist mit ca. 30.000 Mitgliedern die größte dieser „Student Unions“. Die Mitgliedschaft ist für Bachelor- und Master-Studierende verpflichtend, für Doktorats- und Austausch-Studierende freiwillig.

ZAHLREICHE UNTERGRUPPEN. Der HYY untergeordnet sind rund 250 weitere Vereinigungen – die Fakultäts- und Fachbereichs-Organisationen (alle, die ein bestimmtes Fach studieren, können Mitglied werden), denen wiederum weitere Vereine untergeordnet sind. Das kann dann alles sein, vom Debattierklub bis zum Segelflieger-Treffen. Außerdem gibt es noch die „Nations“ (früher für Studierende aus einer bestimmten Region gedacht, heute durchlässiger). Diese haben einen eigenen legalen Status.

Jaakko Haarala hat sich 2014 mit FreundInnen selbst als Gründer eines solchen Vereins beteiligt. Er studiert Politikwissenschaft an der Fakultät für Sozialwissenschaften. Jaakko und seine

FreundInnen wollten die internationalen Studierenden der Fakultät untereinander und mit den finnischen Studierenden in Kontakt bringen und haben deswegen das *Committee for International Students of Social Scientists* (CISSI) gegründet. „Die meisten sogenannten Associations sind nicht politisch“, erzählt er. Es gehe darum, die Studierenden zu integrieren und zwischen ihnen und den Lehrenden zu vermitteln. „Die Universität ist stark daran interessiert, was die Studenten zu sagen haben“, findet Jaakko. Dabei kann es zum Beispiel um den Aufbau von Lehrveranstaltungen gehen, oder – im Fall der übergeordneten Organisationen HYY und SYL, um Mitsprache bei Gesetzgebungsprozessen und offizielle Statements zur Bildungspolitik. HYY und Co. sind eine starke Interessenvertretung.

MEHR ALS NUR FEIERN. Die Führungsebene von HYY besteht aus einem „Board“ und dem „Council“. Das „Council“ wird von den Studierenden gewählt – und obwohl auch politisch organisierte Gruppen (zum Beispiel die Grünen) zur Wahl stehen, erhalten die unpolitischen Gruppierungen, die sich ausschließlich mit Studierendenangelegenheiten beschäftigen, immer die meisten Stimmen. Die Wahlbeteiligung ist, trotz der hohen Zahl an Studierenden, die sich in der einen oder anderen Gruppe engagieren, mit um die 30 Prozent (2014: 31,7 Prozent) eher niedrig.

Wie man am Beispiel der HYY sieht, sind zwei wesentliche Charakteristika der finnischen „Student Unions“ ihre soziale und bildungspolitische Funktion.

Feiern und mitbestimmen? Das passt in Finnland gut zusammen – was vermutlich nicht zuletzt daran liegt, dass die „Student Unions“ (und insbesondere die HYY) auch erfolgreiche Unternehmen sind.

Die HYY besitzt mehrere Gebäude in guter Lage in der Stadt, die teilweise auch von den untergeordneten Vereinen benützt werden dürfen. „Die Räumlichkeiten sind einer der Gründe, warum die HYY so viele Associations unter sich hat“, sagt Jaakko. Andere Immobilien werden vermietet. HYY betreibt mit den Unicafés die Mensen der Universität (mit Studierenden-Ausweis kostet ein Mittagessen 2,60 Euro) sowie einige weitere Restaurants und ein Sommer-Hostel. Zusätzlich gibt es auch einen eigenen Verlag.

Die Unternehmensseite der HYY wird professionell verwaltet, untersteht aber schlussendlich dem Council und Board – und somit allen knapp 30.000 Mitgliedern der HYY. Gewinn ist nicht das oberste Ziel, trotzdem machte diese „Student Union“ 2013 bei einem Umsatz von 35,5 Millionen Euro ein Plus von circa 3,8 Millionen.

„PRIVATKRANKENKASSE“. Der Profit wird, so wie die Mitgliedsgebühren, dazu verwendet, die Räumlichkeiten von HYY instand zu halten, die Mitgliedsvereine zu unterstützen, und ein großer Teil geht in die Gesundheitsversorgung der Studierenden.

Die Studierenden haben, wenn man es so nennen will, eine eigene privatärztliche Versorgung durch medizinische Zentren,

die nur ihnen zur Verfügung stehen. Von Bauch- bis Zahnweh kann hier alles behandelt werden. Dieser Service ist landesweit organisiert und wird nicht nur von den Studierenden, sondern auch von der Regierung finanziert. Die finnischen „Student Unions“ decken also alle Bereiche des studentischen Lebens ab – sie sind nicht nur verbindendes Element, Freizeitbeschäftigung und Mensa, sondern auch politische Interessensvertretung, Gesundheitsversorgung und ein Lehrbeispiel für erfolgreiche Geschäftsführung.

BESCHEIDENE ANFÄNGE. Vor über 140 Jahren hat das alles aber eher bescheiden begonnen. Die damals einzige Universität des Landes wurde 1828 von Turku nach Helsinki verlegt. Die Studierenden begannen bald, sich zu organisieren und nach eigenen Räumlichkeiten zum Diskutieren und Feiern umzusehen. 1868 wurde die HYY offiziell gegründet, zwei Jahre später das erste eigene Studierendenhaus (heute „Old Student House“) fertiggestellt – ein Teil der Kosten wurde durch Spenden und eine Gebühr für die Studierenden, ein Teil mit Krediten aufgebracht. Die Eröffnung wurde groß gefeiert, denn Feiern war den finnischen Studierenden damals schon wichtig. Und das ist es auch heute noch, wie man jedes Semester wieder anlässlich der farbenfrohen Schnitzeljagd durch Helsinki sieht.

Daniela Sulz hat Journalismus an der FH Wien und Geschichte an der Universität Wien studiert und lebt zur Zeit in Helsinki, Finnland.



Studis am Ende

Dem Ziel so nah und doch so fern – so schwierig kann der Uni-Abschluss sein.

Aller Anfang ist schwer, heißt es. Doch kaum jemand spricht darüber, dass das Ende genauso problematisch sein kann. Während nämlich zu Beginn des Studiums zahlreiche Tutorien und Info-Veranstaltungen den Einstieg ins Uni-Leben erleichtern, fühlen sich viele Studis auf den letzten Metern vor dem Abschluss allein gelassen.

FRODO STATT BACHELOR-ARBEIT. Studierende, die ewig an ihrer Abschlussarbeit sitzen, die sich immer wieder vor der letzten Prüfung drücken oder gar – mit dem Ziel schon vor Augen – alles hinschmeißen, sind keine Einzelfälle. Sein Bachelorstudium an einer FH in Wien nach drei erfolgreichen Studienjahren ohne Titel beendet, hat etwa der 25-jährige Martin. 40 Seiten Bachelor-Arbeit – für ihn zum damaligen Zeitpunkt eine unbewältigbare Aufgabe. „Ich musste ständig daran denken, in meinem Kopf wurde die Arbeit immer größer und größer. Als letztendlich klar war, dass ich meine letzte Chance wirklich verpasst hatte, gab es deshalb kein Bedauern, sondern nur Erleichterung.“ Davor hatte Martin unter Stress, Frust und Ärger bereits eineinhalb Jahre an seiner Abschlussarbeit gefeilt. Lange Nächte saß er von Energydrinks aufgeputscht vor dem Computer und hatte um vier Uhr Früh keinen einzigen Satz niedergeschrieben. „Einmal habe ich mir einen ganzen Tag frei genommen, um mich voll auf die Arbeit zu konzentrieren. Am Ende hatte ich alle ‚Herr der Ringe‘-Filme in der extended Version am Stück gesehen.“ Die Folge war, wie immer, ein schlechtes Gewissen. Martin war gereizt, traurig und ständig schlecht gelaunt. Warum es ausgerechnet ihm so schwer gefallen ist, die Bachelor-Arbeit zu beenden, kann er bis heute nur vermuten: „Prinzipiell liegt mir das wissenschaftliche Arbeiten wohl nicht; an der FH lag der Fokus sonst ja auch eher auf praktischen Übungen. Aber dass das alles zu einem so großen Problem wurde, liegt wohl auch an einer persönlichen Veranlagung.“

HEMMUNGEN VOR HILFESUCHE. Die Hochschulprognose der *Statistik Austria* besagt, dass über 40 Prozent der heutigen StudienanfängerInnen ihr Studium ohne Abschluss beenden werden. Diese

Dropout-Quoten sind laut einer Studie des *Institut für höhere Studien* (IHS) jedoch wenig aussagekräftig. Viele AbrecherInnen nehmen nämlich ein anderes Studium auf, wechseln zwischen FH und Uni oder bleiben inskribiert ohne Prüfungen abzulegen. Genaue Zahlen sind also schwierig zu ermitteln. Zumindest konnte festgestellt werden, dass neben vielen frühen Abgängen in den ersten drei Semestern die Abschlussphase ebenfalls eine besonders kritische Periode ist.

Doch die Hemmungen, um Hilfe zu bitten, sind groß. Eigentlich sollte Unterstützung ja auch von Seiten der Betreuerin oder des Betreuers gegeben werden. Doch immer wieder kommt es vor, dass hier auf eine Person über 50 Studierende kommen. Dabei bleibt der persönliche Kontakt zwangsläufig auf der Strecke. Eine alternative Form der Unterstützung können sich Betroffene bei der *Psychologischen Studierendenberatung* holen (studierendenberatung.at). Im Jahr 2013 wurden hier insgesamt 11.662 KlientInnen betreut. Abgesehen von bei der Studienwahl Unschlüssigen handelt es sich zum Großteil um KlientInnen, die bereits länger als fünf Jahre studiert haben.

Elisabeth Hefler ist klinische und Gesundheitspsychologin und leitet eine DiplomandInnen-Gruppe in der Beratungsstelle. Ihren Erfahrungen nach können unterschiedliche Faktoren zu einer Überforderung in der Studienabschlussphase führen. Dazu zählen etwa die persönlichen Fähigkeiten und die Themenwahl, aber auch die psychische Verfassung, diverse Ängste und Vorerfahrungen der Studis. Viele haben Probleme, weil plötzlich die gewohnten Strukturierungshilfen der Uni wegfallen. „Oft kommt es auch vor, dass Leute am Ende des Studiums bemerken, dass sie nicht wissen, was sie danach machen wollen – das kann Autonomieängste auslösen.“ Manche Studierende stehen aufgrund ihrer finanziellen Situation oder weil ihr Studiengang ausläuft unter Druck. Momentan sind es beispielsweise besonders viele Studierende im Diplomstudium Theater- Film- und Medienwissenschaft, die Hilfe in der Beratungsstelle

suchen, da sie bis Ende April ihr Studium abschließen müssen.

ANGST VOR DEM LEEREN BLATT. Auch die 27-jährige Thewi-Studentin Sarah (Name von der Redaktion geändert) ist von dieser Frist betroffen. Für sie war das Auslaufen des Diplomstudiums Fluch und Segen zugleich. „Natürlich hat sich der zeitliche Druck und damit der Stress erhöht“, erzählt sie. „Doch ohne die Frist wäre ich wohl immer noch weit vom Studienabschluss entfernt.“ Offiziell soll das Thema einer Diplomarbeit so gewählt werden, dass es innerhalb eines halben Jahres ausreichend bearbeitet werden kann. Für eine Teilzeit-Berufstätige wie Sarah verlängert sich diese Zeitspanne. Doch Sarah hatte ihr Thema bereits im März 2013 eingereicht. Dass sie heute immer noch daran arbeitet, hat auch bei ihr zum Teil psychische Ursachen.

„Schon Seminararbeiten haben bei mir regelmäßig Probleme ausgelöst. Dabei lief es immer gleich ab: Erst wusste ich nicht, wo ich anfangen sollte, dann kam die Panik und damit auch die Schreibblockade. Das war bei der Diplomarbeit nicht anders. Oft fühlte ich mich nicht fähig, einen geraden Satz zu formulieren.“ Aus dem Druck heraus, zumindest irgendetwas aufs Papier zu bringen, begann Sarah ungenau zu arbeiten, was schlussendlich aber zusätzlichen Aufwand bedeutete. „Immer wieder nahmen die Zweifel überhand und ich dachte, ich würde den Abschluss nie schaffen. Das ging sogar so weit, dass sich der Stress körperlich äußerte.“ Heute steht Sarah trotz aller Schwierigkeiten kurz vor dem Abschluss. Der Weg zur fertigen Diplomarbeit war für sie mühsamer als für andere. Auch auf die Zeit danach blickt sie nicht gänzlich unbeschwert. Für sie gilt wohl wie für viele ihrer KollegInnen: Das Studium mag manchmal beschissen sein. Aber leider kann niemand versprechen, dass es auf der anderen Seite der Ziellinie besser aussieht.

Anna Radl studiert Globalgeschichte und Global Studies an der Universität Wien und schreibt gerade an ihrer Masterarbeit.



Foto: Mafalda Rakos



Foto: Nellie MCS



Foto: Andreas Levers



Foto: Dennis Skley

WU: ERSTE REKTORIN

Die *Wirtschaftsuniversität Wien* (WU) hat zum ersten Mal in ihrer Geschichte eine Rektorin: Edeltraud Hanappi-Egger wird ab 1. Oktober 2015 an der Spitze stehen. Wie bei Rektoratswahlen üblich hatte der Unirat sie aus einem Dreivorschlag des Senats ausgewählt. Hanappi-Egger studierte Informatik an der TU Wien und an der *Universität Stockholm*, seit 2002 ist sie Professorin für das nicht sehr WU-typische Fach „Gender & Diversity in Organizations“ und leitet das gleichnamige Institut. Die ÖH-Bundesvertretung gratulierte Hanappi-Egger zur Wahl und wies darauf hin, dass zwei Drittel der Rektoratsposten in Österreich von Männern besetzt sind. (JA)

HOCHPROZENTIGE STUDIEN

Ab nächstem Wintersemester bietet die IMC FH Krems ein neues Studium mit dem vielversprechenden Titel „International Wine Business“ an. In dem englischsprachigen Bachelorstudiengang sollen alle Schritte vom Anbau der Rebe bis zum Vermarkten der Weine gelehrt werden. Die IMC FH Krems wähnt sich mit diesem neuen Angebot „einen Schritt voraus“. Allerdings existierte bis 2014 das Studium „Weinwirtschaft, Önologie und Weinbau“ an der *Universität für Bodenkultur*, daneben bietet die FH Burgenland den berufsbegleiteten Master „Internationales Weinmarketing“ an. Bier- oder schnapsbezogene Studien fehlen in der österreichischen Bildungslandschaft. (JA)

AKADEMISCHE CLOUD

Die *Paris Lodron Universität Salzburg* initiierte mit Partner*innen wie der *Universität Innsbruck* den Aufbau einer österreichweiten „Akademischen Community Cloud“. So können IT-Ressourcen wie Server, Storage und Backup-Plattformen universitätsübergreifend verwendet werden. Dies führt zu Kostenersparnissen bei gleicher Datensicherheit. Nach einer erfolgreichen Testphase in Salzburg startet das Projekt nun österreichweit. (LP)

JUS BALD ZUGANGSBE-SCHRÄNKT UND AN FHS?

Wissenschaftsminister Mitterlehner fordert erneut Zugangsbeschränkungen für überfüllte Studiengänge wie etwa Jus. Etwa 70 Prozent der Bevölkerung sollen laut einer Studie, die Mitterlehner am Neujahrsempfang der UNIKO als „vielleicht nicht ganz wissenschaftlichen Standards entsprechend“ bezeichnete, hinter solchen Plänen stehen. Sollten die Pläne verwirklicht werden, könnten die Fachhochschulen die Lücke für Studieninteressierte, die keinen Platz bekommen sollten, füllen. Die *Fachhochschulkonferenz* äußerte schon 2013 diesbezügliche Ambitionen, nun wird die Forderung der FHS, juristische Fächer wie „Rechtspflege“ anbieten zu können, wieder lauter. (LP)

fad, aber wichtig

Wer wählen will, muss zahlen

Wahlberechtigt sind laut Hochschul_innengesetz (HSG) für die kommende ÖH-Wahl 2015 (19. bis 21. Mai) nur jene Studierende, die ihren ÖH-Beitrag vor dem 31. März 2015 eingezahlt haben (Das Wahlregister wird immer bereits sieben Wochen vor der Wahl gezogen).

Zum ersten Mal (seit langer Zeit) wählen dieses Jahr auch Studierende der Privatuniversitäten eine gesetzliche Vertretung. Außerdem wählen

Studierende der Pädagogischen Hochschulen und der Fachhochschulen erstmals gleichzeitig mit allen anderen. Auch die Direktwahl wurde wieder eingeführt: Mandatar*innen für die Bundesvertretung der ÖH werden nun wieder von den Wahlberechtigten bestimmt und nicht von den einzelnen Hochschulen entsandt.

Außerordentliche Studierende sind nur dann wahlberechtigt, wenn sie zu Studien zugelassen

sind, deren Curricula über 30 ECTS umfassen. Ausländische Studierende können erstmals auch bei ÖH-Wahlen kandidieren; bisher beschränkte sich ihr Wahlrecht auf das aktive. Einen Wahlauschlussgrund stellt laut HSG 2014 übrigens eine rechtskräftige Verurteilung nach dem Verbotsgesetz 1947 (siehe Staatsgesetzblatt Nr. 13/1945) dar. (OA)

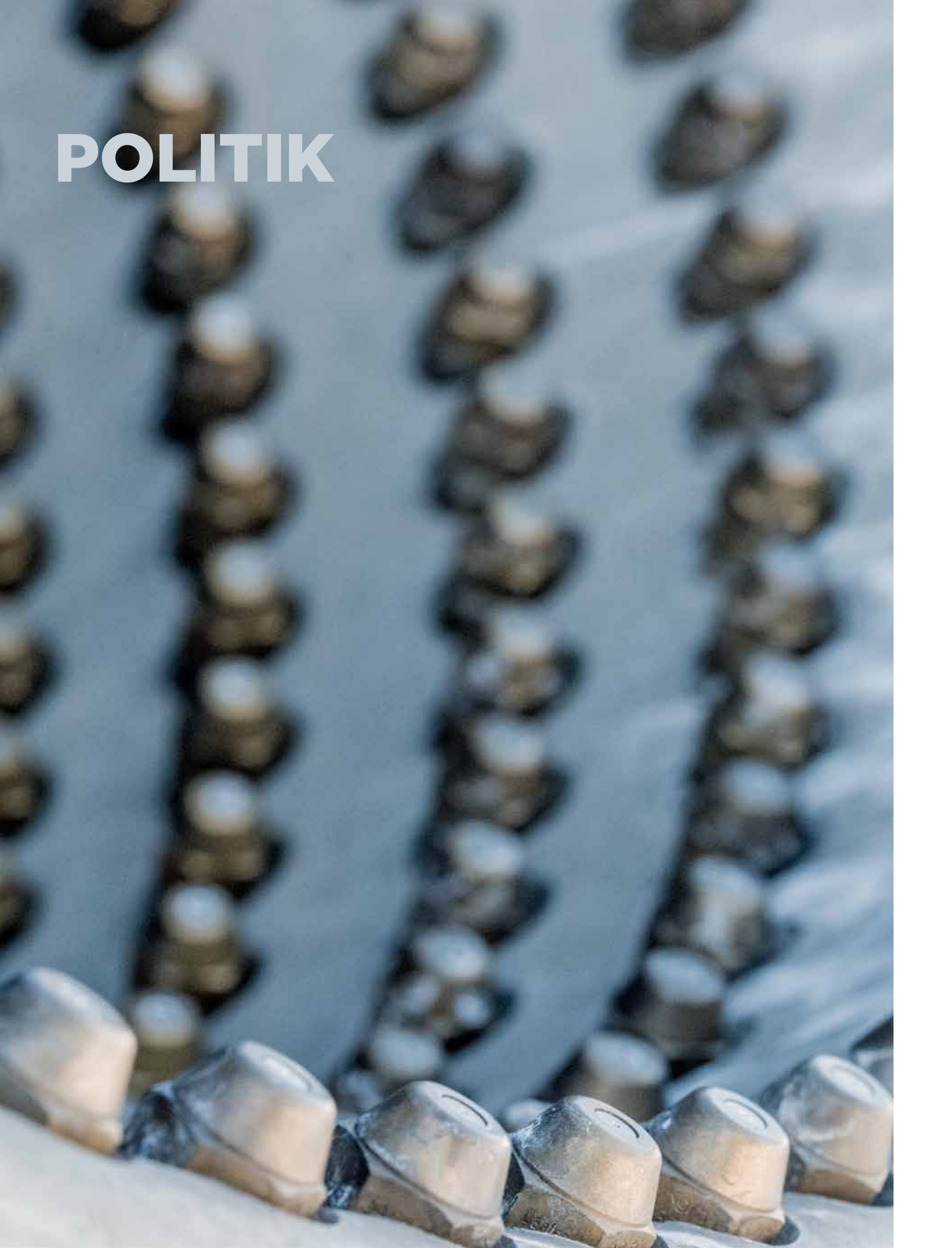
Money, Money, Money

2015 ändern sich auch geldtechnisch einige Dinge für Studierende. Die maximale Studienbeihilfe beträgt 475 Euro für am Studienort ansässige sowie 679 Euro für auswärtige Studierende und Selbsterhalter*innen. Angehoben wurde die für die Studienbeihilfe geltende Einkommensgrenze auf 10.000 Euro pro Jahr.

Die Geringfügigkeitsgrenzen wurden ebenfalls erhöht: Für Arbeitnehmer*innen, freie Dienstnehmer*innen und geringfügig Beschäftigte liegt sie nun bei 405,98 pro Monat, für (neue) Selbstständige, Einzelunternehmer*innen oder Werkvertragsstättige bei 6.453,36 Euro pro Jahr.

Teurer geworden sind die ermäßigte Krankenversicherung für Studierende (54,11 Euro pro Monat) sowie die allgemeine freiwillige Krankenversicherung (388,04 Euro pro Monat). Auch eine freiwillige Sozialversicherung bei geringfügiger Beschäftigung kostet nun mehr (57,30 Euro pro Monat). (OA)

POLITIK



Wohin mit der ganzen Nächstenliebe?

Wenn soziale Einrichtungen eröffnet werden, gibt es oft Protest von AnrainerInnen: Man solle bitte schön einen anderen Platz dafür finden, am besten weit weit weg.

Der Alsergrund ist ein kleiner und feiner Bezirk im Herzen Wiens. Das durchschnittliche Einkommen und die Menge an Eigentumswohnungen sind hier höher als in anderen Bezirken der Bundeshauptstadt. In der Porzellangasse, dem Aushängeschild des Neunten, kann man zwischen gutem Gulasch in uralten Wiener Traditionsbeiseln und mindestens so gutem Quinoa in hübschen Slowfood-Lokalen wählen. Als im November letzten Jahres ein leerstehendes Geschäftslokal zu einer Suchtberatungseinrichtung umfunktioniert wurde, gingen im ruhigen Viertelchen plötzlich die Wogen hoch. Eine BürgerInneninitiative wurde gegründet, Unterschriften gesammelt, bunte T-Shirts aus den Fenstern gehängt und bei diversen Straßenaktionen klebten sich protestierende AnrainerInnen die Münder zu. „Als Symbol des Widerstandes“, erklären die InitiatorInnen. Sie stellen in Pressemitteilungen und Positionspapieren klar: Helft den Süchtigen, aber bitte nicht vor unserer Haustüre!

Die betroffene Beratungseinrichtung *Change* ist seit November 2014 eine Anlaufstelle für Menschen mit einer Suchterkrankung, genauer gesagt für „aktive KonsumentInnen illegaler Substanzen“. Die psychosozial geschulten MitarbeiterInnen bieten eine Vielzahl an Betreuungsmöglichkeiten an: Sie beraten, informieren, vermitteln, stellen einen Aufenthaltsbereich zur Verfügung und bieten die Möglichkeit des Spritzenaustausches im Sinne einer Infektionsprophylaxe.

VERDÄCHTIGER MIT SONNENBRILLE. Die Geschehnisse im Herbst 2014 waren für die MitarbeiterInnen verblüffend, verstörend und belastend. Ihnen wurde mit Aggression begegnet, die bis zu Drohungen und Sachbeschädigungen ging und die Arbeit anfänglich extrem erschwerte. Mittlerweile

ist es wieder ruhiger in der umstrittenen Einrichtung in der Nußdorferstraße. Aber die AnrainerInnen sind auf der Hut und melden jedes noch so kleine Detail, dass sie irgendwie in Zusammenhang mit der Einrichtung zu bringen schaffen. „Wir bekamen eine Beschwerde, dass in einer Tiefgarage zwei Männer mit Sonnenbrillen gesehen wurden. Oder dass ein Mann auf einer Parkbank saß und ein Bier trank“, so Margit Putre, Mitarbeiterin der *Suchthilfe Wien*. Diese Stimmung wirke sich auch auf die Selbstwahrnehmung der KlientInnen aus, die sich teilweise unerwünscht und beobachtet fühlen, obwohl sie eigentlich nur ein anonymes Hilfsangebot wahrnehmen wollen. Das sei sehr schade, denn nicht alle würden so denken: „Nach wie vor stehen wir in engem Kontakt mit den AnrainerInnen. Und es gibt auch andere Reaktionen – die meisten wollen mal schauen, wie sich die Situation entwickelt, andere sind positiv gestimmt und einige schämen sich auch für die Reaktionen ihrer Mitmenschen.“ Die Geschehnisse am Alsergrund sind ein gutes Beispiel dafür, wie sich Gruppen teilweise mit Händen und Füßen wehren, wenn sie als anders und fremd Wahrgenommene auch nur in ihrer Nähe wissen.

STIGMATA-JACKPOT. Das zugrundeliegende gesellschaftliche Phänomen ist Stigmatisierung – ein soziologischer und psychologischer Begriff, der beschreibt, wie Menschen andere aufgrund bestimmter, als ungewöhnlich wahrgenommener Eigenschaften be- und verurteilen. Dabei wird von einer gesellschaftlichen Norm ausgegangen, die als Bewertungsgrundlage dient und eine klare Funktion hat: die eigene Identität zu stärken. Denn diejenigen, die sich als „normal“ bezeichnen, brauchen die „Abnormalen“, um sich ihrer Normalität auch ganz sicher sein zu können.

Menschen mit einer Drogenabhängigkeit sind von mehreren Stigmata betroffen: erstens der Sucht an sich, die in der gesellschaftlichen Wahrnehmung nur äußerst selten als komplexer biographischer Prozess gesehen wird, sondern vielmehr als Verlust der Selbstkontrolle. Zweitens dem Konsum illegaler Substanzen und der damit in Verbindung gebrachten Nähe zur Kriminalität. Und nicht zuletzt der Vorstellung von einer Lebensführung, die mit Obdachlosigkeit, Verwahrlosung, Krankheit und Sexarbeit assoziiert wird.

Jedoch: Ein drogenabhängiger Mensch wird wegen etwas beschuldigt und exkludiert, was aus der Gesellschaft heraus entsteht – die Idee eines richtigen und „normalen“ Lebens ist dabei entscheidend. „Das Verständnis von Normalität entsteht durch Sozialisation in der Familie und im näheren sozialen Umfeld sowie durch politische Regulationen und Medien. Viele haben Schwierigkeiten, mit anderen Lebensformen umzugehen, weil sie ihnen fremd sind“, so Alexander Hamedinger, Ökonom an der Fakultät für Raumplanung und Architektur der *Technischen Universität Wien*. Außerdem könnte ein weiterer Aspekt bei Geschehnissen wie denen am Alsergrund entscheidend sein: „Die Sichtbarkeit von Armut hat im öffentlichen Raum zugenommen und löst bei vielen Menschen, vor allem in der bürgerlichen Mittelschicht, ein Gefühl der Angst aus, da sie sich mit eigenen Abstiegsängsten konfrontiert sehen. Das ist wiederum auf die aktuelle Situation am Arbeitsmarkt zurückzuführen, die von Unsicherheit geprägt ist“, erklärt Hamedinger.

PLÖTZLICH PARTIZIPATION. In Fällen wie dem des Suchtberatungszentrums am Alsergrund werden von GegnerInnen christlich-soziale Wert- und Moralvorstellungen aufgetischt, während gleichzeitig das Prinzip der Nächstenliebe vernachlässigt wird.



Fotos: Eva Engelbert

So äußerte etwa Manfred Juraczka von der *Wiener Volkspartei* unisono mit seinem freiheitlichen Kollegen Johann Gudenus großen Unmut in Bezug auf die Eröffnung der Einrichtung der *Suchthilfe Wien*. Juraczka in einer Presseaussendung: „Es gibt in unmittelbarer Nähe Parks, Grünflächen und Fußgängerzonen. Und es liegt in der Natur der Sache, dass ein Suchtkranker nach dem Spritzenaustausch relativ bald seiner Sucht nachkommen wird.“ In den Unterstützungsbekundungen der politischen Parteien für den Protest gegen die Einrichtung wurde unter anderem die fehlende Einbindung der AnrainerInnen kritisiert. Transparenz ist ohne Zweifel ein unverzichtbares Element einer demokratischen Gesellschaft. Allerdings muss man sich die Frage stellen, ob es überhaupt noch soziale Einrichtungen im städtischen Gebiet geben würde, wenn jedes Mal BürgerInnen in den Entscheidungsprozess miteingebunden werden würden.

Die BürgerInneninitiative am Alsergrund bekam allerdings nicht nur politischen, sondern auch medialen Rückenwind. In diversen Boulevardmedien war im Vorfeld von vermehrten Spritzen am Spielplatz, vermüllten Ecken und verstärktem Polizeieinsatz in Gegenden rund um andere Suchthilfeeinrichtungen die Rede. „In den Medien werden generell oft Unsicherheiten erzeugt und dabei Vorurteile und Ängste geschürt“, sagt Hamedinger. Gerade wenn es um neue Hilfsangebote für Betroffene geht, wird klar, wie tief Stigmata in unserer Gesellschaft verankert sind – und zwar dank eines medialen und politischen Nährbodens, der nicht aufklärt und beruhigt, sondern bewusst Öl ins Feuer gießt. Auch das hat weitreichende Konsequenzen, ist sich Margit Putre von der *Suchthilfe* sicher: „Die KlientInnen haben den Widerstand am Alsergrund natürlich durch die Medien mitbekommen. Viele sind dadurch verunsichert

und meiden deshalb die Einrichtung. Das ist natürlich fatal und beeinflusst unsere Arbeit maßgeblich.“ In Bezug auf den Widerstand gegen die neue Suchthilfeeinrichtung muss auch berücksichtigt werden, dass durch die Bekämpfung gesundheitsfördernder Maßnahmen das öffentliche medizinische und psychosoziale Versorgungssystem gefährdet wird.

NICHT IN MEINEM BALKONIEN! Die Ablehnungshaltung vonseiten bestimmter Einzelpersonen, BürgerInneninitiativen, Parteien und Medien kann mit dem Ausdruck „Not in my backyard!“ (gerne abgekürzt mit NIMBY) beschrieben werden. Dabei werden in erster Linie Risiken und Gefahren aufgrund von Veränderungen in der unmittelbaren NachbarInnenschaft befürchtet. Der Begriff ist ursprünglich im Zusammenhang mit neuer Infrastruktur beziehungsweise erneuerbarer Energie entstanden: Kaum jemand hat beispielsweise prinzipiell etwas gegen Windkraftwerke – außer, sie stehen eben in der unmittelbaren Nachbarschaft. Die erlebte Ungerechtigkeit wird in weiterer Folge auch oft bekämpft.

Menschen mit einer Drogenabhängigkeit sind nicht die einzigen, die mit Stigmatisierung und Ablehnung zu kämpfen haben. Auch auf anderen Schauplätzen sind ähnliche Reaktionen beobachtbar, zum Beispiel im Umgang mit geflüchteten Menschen. In den vergangenen Wochen war die Diskussion um nicht eingehaltene Asylquoten bzw. die Suche nach Quartiersplätzen in den Medien präsent. Doch in nahezu jedem Ort wehrten sich die BewohnerInnen gegen die Eröffnung von Flüchtlingsquartieren. Wenn man die Aussagen einer dieser Gruppen im Bezirk Innsbruck Land, wo ein altes Hotel zu einem Flüchtlingsquartier umfunktioniert werden soll, mit denen der Bürgerinitiative am Alsergrund vergleicht, fällt eine irritierende Ähnlichkeit der

Argumentation auf: Man fürchte sich, immerhin seien die Kinder nicht immer beaufsichtigt und man müsse ihre Freiheiten dann wohl einschränken. Schulen und Kindergärten seien in der Nähe. Margit Putre meint hingegen, dass soziale Einrichtungen genau an solchen Orten sein sollen: „Dort wo Menschen leben, sind immer auch Bildungseinrichtungen. Das sind eben auch leicht erreichbare Gegenden mit guter Infrastruktur und öffentlicher Anbindung. Mitten im Leben. Und genau dorthin gehören die Suchthilfeeinrichtungen, denn immerhin will man ja auch möglichst viele Menschen erreichen.“

RECHT AUF STADT. Die Ausgrenzung, Herabwürdigung und Stigmatisierung „unliebsamer“ Menschengruppen wie Drogenabhängiger, Kranker, SexarbeiterInnen und Geflüchteter zeigt, dass das Recht auf Stadt, Infrastruktur und öffentlichen Raum ungleich verteilt ist. In den letzten Jahren wurden allerdings auch immer wieder Projekte initiiert, die diese Ungleichverteilung in Angriff nehmen und Menschen vom Rand in die Mitte der Gesellschaft holen. Zum Beispiel die Aktion *Flüchtlinge willkommen*, die junge geflüchtete Menschen in WG's unterbringt und somit eine Alternative zu Massenunterkünften darstellt. Oder das *Vinzi-Rast mittendrin*, wo ehemals obdachlose Menschen mit Studierenden zusammenwohnen, -leben und -arbeiten. Das gemeinsame Ziel dieser Initiativen ist, dass alle Menschen ein möglichst „normales“ Leben führen können, was auch eine Bestrebung der *Suchthilfe* ist. Und wenn „normal“ irgendwann solidarisch, selbstbestimmt und tolerant bedeutet, dann könnte man dem Wort vielleicht doch noch eine Chance geben. Oder?

Katharina Spielmann studiert Psychologie an der Universität Wien.

Niederösterreich ist anders

Niederösterreichs Gemeindewahlrecht ist ein Kuriosum: Hier gibt es Regelungen, die anderswo wahrscheinlich Wahlbeobachtung auf den Plan rufen würden.

Ende Jänner wählte Niederösterreich seine Kommunalparlamente. 1.844 Listen warben um die Gunst der WählerInnen, 11.725 Mandate waren zu vergeben, mehr als 1,5 Millionen Menschen waren dazu aufgerufen, zu den Urnen zu gehen. Die Absolute blieb wie erwartet bei der ÖVP. (Sie erhielt 50,96 Prozent der Stimmen, die SPÖ 30,94 Prozent, FPÖ 7,8 und *Die Grünen* 4,47 Prozent.) Das klingt in erster Linie einmal wenig spektakulär, doch: Niederösterreich ist anders.

ONE MENSCH, ONE VOTE. Gilt normalerweise der Grundsatz der Wahlgleichheit in internationalen Standards als Voraussetzung einer fairen Wahl, so kann im größten Bundesland Österreichs hingegen mehrmals gewählt werden. Wer einen Zweitwohnsitz hat – zum Beispiel das Haus der Eltern oder einen Ferienwohnsitz – ist dort sowohl aktiv als auch passiv wahlberechtigt. Was schon bei der letzten Kommunalwahl 2010 für Aufregung gesorgt hat, tritt mittlerweile verstärkt auf: Scheinmeldungen, die zusätzliche WählerInnenstimmen garantieren. Besonders krass sind Fälle, in denen ein Wohnsitz in einer öffentlichen Schule gemeldet wird, wie das etwa in Grafenwörth passiert ist. Teilweise gibt es Haushalte, bei denen mehr als zehn Personen zusätzlich gemeldet sind.

Das führt dazu, dass bei den Gemeinderatswahlen über 300.000 Menschen mehr wahlberechtigt waren als bei den Nationalratswahlen im September 2013 – und das ohne nennenswerten Bevölkerungszuwachs. Nebenwohnsitze stellen in Niederösterreich etwa ein Fünftel aller Wahlberechtigten. Bedenklich wird es auch, wenn eine Kandidatur für eine wahlwerbende Liste überhaupt erst durch eine Scheinmeldung möglich wird. In Wiener Neustadt gab es gleich zwei solcher Fälle.

PAPIERKRIEG. Ebenfalls ein wichtiger Faktor für ordnungsgemäß ablaufende Wahlen: ein einheitlicher Stimmzettel. In Niederösterreich? Fehlangeize. Neben amtlichen Stimmzetteln kann jede wahlwerbende Liste eigene Zettel mit aufgedruckten Namen verteilen. Diese müssen kaum einheitlich gestaltet sein. Das führt zu einer Flut an sogenannten nichtamtlichen Stimmzetteln. Rund 1,5 Millionen davon soll die ÖVP verteilt haben, die SPÖ immerhin noch 1,1 Millionen. Das bedeutet, dass auf jede/n Wahlberechtigte/n mehr als ein verteilter nichtamtlicher Stimmzettel kommt. An dieser Praxis beteiligen sich nahezu alle Parteien und Listen – auch die *Grünen*, die zwar Kritik daran übten, aber etwa in Baden trotzdem Stimmzettel für ihre Spitzenkandidatin Helga Krismer-Huber unters Volk brachten.

Ganz besonders dreist nutzte die ÖVP in Felixdorf die Möglichkeiten, die ein nichtamtlicher Stimmzettel bietet, aus. Dort wurden wenige Tage vor der Wahl Stimmzettel verteilt, auf denen man scheinbar für ein Projekt abstimmen konnte. Im dazugehörigen Begleitschreiben hieß es: „Bitte verwenden Sie beiliegenden Wahlzettel und wählen Sie Ihre Wunschprojekte. Der Stimmzettel kann einfach in das Wahlkuvert beigelegt werden.“ Blöd nur: Bei einer Gemeinderatswahl besteht gar nicht die Möglichkeit, gezielt Themen zu wählen. Gewählt wird eine Liste. Und da auf dem verteilten Zettel neben Forderungen wie „leistbares & modernes Wohnen“, „Freizeitangebot für Junge“ oder „Trinkwasser UV-Desinfektionsanlage“ auch die Namen aller 50 KandidatInnen der ÖVP standen, galten diese ausgefüllten Zettel automatisch als Vorzugsstimme für den Listenersten, Alexander Smuk.

Die Niederösterreichische Gemeindewahlordnung deckt dieses Vorgehen: „Der nichtamtliche Stimmzettel muss aus weichem, weißlichen Papier sein, das Ausmaß von 20,5 bis 21,5 cm in der Länge und von 14,3 bis 15,3 cm in der Breite aufweisen und darf keine Fotos oder bildhafte Darstellungen von Personen enthalten [...] Es können sowohl amtliche, als auch nichtamtliche Stimmzettel verwendet werden.“ Zugestimmt hat dieser Wahlordnung, die seit 1994 besteht, neben der ÖVP auch die SPÖ, die die Praxis der Gemeinderatswahlen in NÖ kritisiert – aber dennoch mit einem Augenzwinkern mitspielt.

WAHLZETTEL OHNE WAHL. Mit solchen Kleinigkeiten hielt man sich in Röhrenbach nicht auf. Dort staunten einige nicht schlecht, als sie die amtlichen Stimmzettel sahen. In der Gemeinde kandidierten zwei Listen: ÖVP und SPÖ. Am Wahlzettel fand sich allerdings nur eine Option – es konnte nur die ÖVP angekreuzt werden. Der Bürgermeister, der gleichzeitig Vorsitzender der lokalen Wahlbehörde ist, hatte einfach darauf vergessen, dass es dieses Mal eine zweite Liste gab, die sich der Wahl stellte. Eine Wahlanfechtung ist die logische Konsequenz.

Teilweise haben Wahlwerbende in Niederösterreich jegliche Scham verloren. So berichtet ein Wähler aus dem Bezirk Gänserndorf, er sei am Wahltag etwa 50 Meter vorm Wahllokal angesprochen worden, ob er noch einen Wahlzettel brauche. Die Frage kam übrigens von WahlhelferInnen der Mehrheitspartei SPÖ.

Michael Mayer ist unter anderem Blogger und arbeitet für einen Think Tank zum Thema Jugendarbeitslosigkeit.

„Asylsuchende werden handlungsunfähig gemacht“

Mit der Verwaltungsreform hat sich Einiges für Asylsuchende geändert. Warum ein Gebäude Angst machen kann und es schwieriger wurde sich zu beschweren, darüber hat *progress* mit Andrea Fritsche und Kevin Fredy Hinterberger von der *Deserteurs- und Flüchtlingsberatung* gesprochen.

Im Jänner 2014 trat in Österreich erstaunlich still und unbeachtet die größte Verwaltungsreform der letzten Jahrzehnte in Kraft. Neben Änderungen in der Verwaltungsgerichtsbarkeit und im Gesetzgebungsprozess bedeutete diese auch große Umwälzungen im Asylbereich.

progress: Was hat sich in der Praxis im Asylverfahren geändert?

Hinterberger: Früher gab es im Asylverfahren in erster Instanz das Bundesasylamt und in zweiter Instanz den Asylgerichtshof. Mit 1. Jänner 2014 hat sich das geändert. Es wurde in erster Instanz das Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA) eingeführt, das mehr Kompetenzen, als das Bundesasylamt hat. Der Asylgerichtshof wurde aufgelöst, in zweiter Instanz entscheidet jetzt das neu geschaffene Bundesverwaltungsgericht (BVwG).

Fritsche: Vor der Novelle war das Bundesasylamt grundsätzlich nur für das Asylverfahren zuständig. Ausweisung, Schubhaft und Abschiebung waren Aufgabe einer anderen Behörde, der Fremdenpolizei im Rahmen der Sicherheitsverwaltung. Die Entscheidung über das humanitäre Bleiberecht fällt in Wien die MA 35. Über all das entscheidet jetzt das neue BFA.

Wie äußert sich die engere Verknüpfung von asylrechtlichen und fremdenpolizeilichen Angelegenheiten im Alltag der Asylwerber_innen?

Fritsche: Das BFA Wien ist in jenem Gebäude am Hernalser Gürtel untergebracht, in dem früher die Fremdenpolizei war. Dort befindet sich auch, wie zu-

vor, das Polizeianhaltezentrum, in dem die Schubhäftlinge eingesperrt sind. Es ist ein Ort mit hohem Symbolcharakter, gerade unter den Asylsuchenden und Illegalisierten. Unsere Klient_innen verbinden das mit einem ganz anderen Gefühl als das frühere Bundesasylamt: nämlich mit großer Angst, weil es der Ort der Schubhaft ist und der Ort der Fremdenpolizei war. Es ist oft schwierig, Klient_innen dazu zu bringen hinzugehen, wenn sie zum Beispiel einen Antrag auf Bleiberecht stellen oder ein Dokument für ihr Asylverfahren abgeben müssen. Die Zusammenlegung von drei Stellen an diesem negativ besetzten Ort ist sehr problematisch.

Hinterberger: Es ist auch fragwürdig, dass seit der Novelle vom Asylantrag bis zur Abschiebung alles ein_e Referent_in alleine entscheiden kann. Wir haben große Bedenken, ob man da objektiv beurteilen kann. Meines Erachtens ist es schwierig, über Asylanträge und Anträge auf humanitäres Bleiberecht zu entscheiden, wenn man zehn Jahre immer nur mit Schubhaft oder Abschiebung konfrontiert war.

Wie beurteilt ihr die Abschaffung des Asylgerichtshofs und die Eingliederung seines Kompetenzbereichs in das Bundesverwaltungsgericht?

Hinterberger: Positiv ist, dass festgefahrene Strukturen aufgebrochen werden, denn die Entscheidungspraxis des Asylgerichtshofs war teilweise fragwürdig. Negativ ist, dass seit 2014 in der Beschwerde an das Bundesverwaltungsgericht (BVwG) alle Argumente vorgebracht werden müssen, die für eine rechtswidrige Entscheidung des BFA sprechen. Das BVwG darf nur über

diese Gründe entscheiden. Wenn es sich den Fall ansieht und erkennt, dass die Entscheidung des BFA nicht korrekt war, aber aus anderen Gründen als in der Beschwerde vorgebracht, darf es die Entscheidung nicht aus diesen nicht vorgebrachten Punkten aufheben.

Während es früher möglich war, noch Argumente nachzubringen, wenn die Beschwerde fristgerecht eingebracht wurde, müssen jetzt also alle Argumente bereits innerhalb der zweiwöchigen Frist vorgebracht werden?

Fritsche: Ja, das ist für uns ein beträchtlicher Aufwand und fällt auf die Asylwerber_innen zurück, die den Bescheid oft gar nicht verstehen und erst kurz vor Fristende zu uns in die Beratungsstelle kommen. Dann sind oft nur noch ein bis zwei Tage Zeit. Früher konnten wir in dieser Zeit zumindest die Grundargumente vorbringen und dann etwas nachreichen. Das ist jetzt nicht mehr möglich.

Hinterberger: Zu begrüßen ist, dass mit der Novelle der Gang zum Verwaltungsgerichtshof wieder möglich ist. Davor war das Asylrecht seit 2008 als einzige verwaltungsrechtliche Materie davon ausgenommen.

Welchen Einfluss hat die Novelle auf eure Arbeit als NGO?

Fritsche: Die angesprochenen Veränderungen bedeuten mehr Arbeit. Und wir merken, dass das BFA mit der Umstellung überfordert ist. Anfang 2014 hat dort nichts funktioniert und nach wie vor ist bei vielen Fällen nicht klar, wer zuständig ist. Teilweise müssen die Einvernahmen wiederholt werden, weil die Referent_innen ständig wech-

seln. Das führt zu langen Verzögerungen und ist psychisch belastend für die Klient_innen.

Wo hätte die Novelle eine Möglichkeit auf Verbesserungen geboten?

Hinterberger: Bei der Effizienz des Verfahrens beispielsweise. Wir haben einen minderjährigen Klienten, der vor eineinhalb Jahren einen Asylantrag gestellt hat und noch immer wartet. Dabei müsste die Behörde innerhalb von sechs Monaten entscheiden. Es gibt viele solche Fälle. Die Menschen sind oft traumatisiert und dann befinden sie sich in Österreich in diesem Schwebestadium, das ist unvorstellbar.

Fritsche: Wir haben viele Klient_innen, bei denen die Wahrscheinlichkeit einer Zuerkennung des Asylstatus oder subsidiären Schutzes relativ hoch ist. Wenn das zwei bis drei Jahre dauert, bleiben in dieser Zeit der Zugang zum Arbeitsmarkt und viele andere Rechte verwehrt. Die Qualität des Verfahrens ist auch ein wesentlicher Punkt, der sowohl inhaltliche Entscheidungen betrifft, als auch die Art, wie mit Asylwerber_innen umgegangen wird. Auch den Dolmetscher_innen fehlt oft eine adäquate Ausbildung. Das führt dazu, dass Asylsuchende durch das Gesetz und die rechtliche Praxis handlungsunfähig gemacht werden, weil sie das Verfahren nicht verstehen. Das ist ein großes Drama für einen Bereich, in dem es um grundlegende Menschenrechte geht.

Katharina Gruber hat Politikwissenschaft an der Universität Wien studiert.

Gibt es eine Erinnerung, die du gerne löschen würdest?

Umfrage und Fotos von Alex Gotter



Ich würde gerne alle Fünfer aus der Schule löschen, vor allem die in Mathe. Die haben mich ganz schön traumatisiert, auch weil ich Mathe gar nicht mag. Meinen Englischlehrer, der eigentlich gar kein Englisch konnte, würde ich auch gerne vergessen.

Caroline, 20, Geschichte



Es gibt tatsächlich eine Erinnerung, die ich gerne löschen würde. Da habe ich mich sehr betrunken mit einem Freund bei einem Karaoke-Wettbewerb angemeldet und lautstark „Sonne“ von Rammstein gegröht. Sehr peinlich, da unsere Einlage aufgenommen wurde und wir durch Zufall dann auch noch gewonnen haben.

Markus, 20, Lehramt Deutsch und Englisch



Ich würde eigentlich gerne alle Erinnerungen an körperliche oder seelische Schmerzen löschen. Zum Beispiel als ich mir das Kreuzband beim Fußballspielen gerissen habe und für längere Zeit im Krankenhaus war. Eine Niederlage bei einem Match würde ich aber nicht löschen, da steht nicht so viel auf dem Spiel.

Isabella, 18, Rechtswissenschaften



Besonders in Erinnerung geblieben sind mir Beschimpfungen von meinen Lehrern aus der Volksschule, speziell von einem, der pädagogisch nicht gerade auf dem neuesten Stand war. Aber selbst das würde ich nicht löschen wollen. Diese Erfahrungen haben mich geprägt und ich konnte sehr viel dadurch lernen.

Lukas, 22, Politikwissenschaft



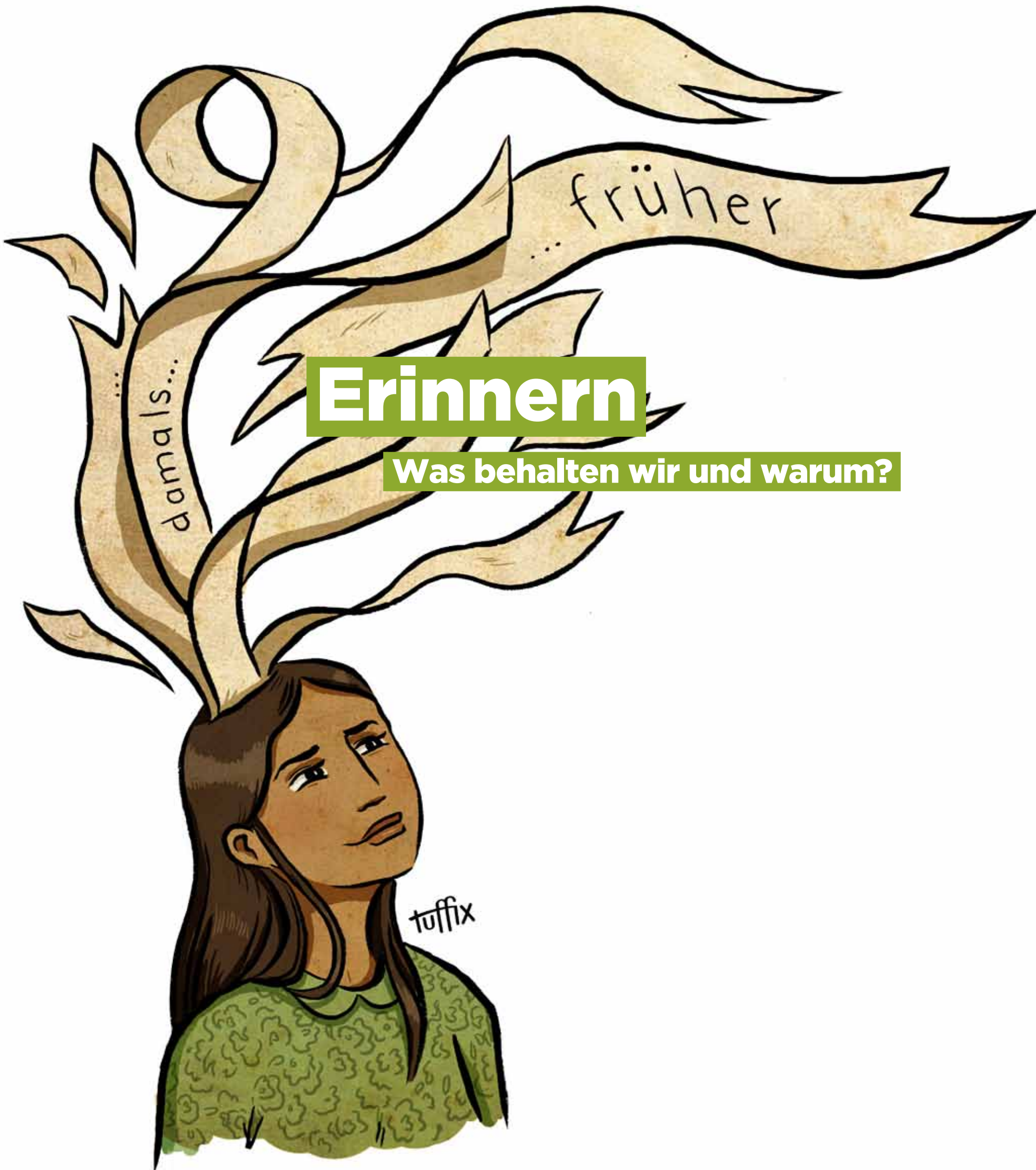
Es gibt eigentlich keine Erinnerungen, die ich aus meinem Gedächtnis löschen würde, weil sie mich in ihrer Gesamtheit zu dem machen, was ich jetzt bin. Natürlich gab's mal Herzschmerz oder Streitigkeiten in der Familie, aber das würde ich alles nicht vergessen wollen.

Amelie, 18, Biologie



Vergessen würde ich gerne den Moment, wo ich versucht hab, meine fallende Festplatte zu fangen und ins Leere gegriffen hab. Darauf hatte ich unglaublich viel Musik gespeichert und eine Menge Fotos. Ich war sogar bekannt für meine gute Musiksammlung und alle waren voll enttäuscht von mir.

Paul, 22, Ergotherapie



Erinnern

Was behalten wir und warum?

tuffix

Remember, remember

Aller Tage Tag

„Internationale Tage“ von Zeug werden meist von NGOs oder Interessensgemeinschaften ausgerufen, um ein Thema medial präsenter zu machen und Aktionen zu bündeln. Der erste internationale Tag war der 1. Mai, der 1889 vom Gründungskongress der *Zweiten Internationalen* als „Kampftag der Arbeiterbewegung“ ausgerufen wurde. Zwei Jahre zuvor hatten Sprecher*innen der Plansprache mit etwas weniger Medieninteresse den Esperanto-Tag (26. Juli) eingeführt. Mit dem Weltfrauentag, 1910 von der deutschen Sozialistin Clara Zetkin initiiert, erfolgte der Durchbruch der Praxis der Welttagsausrichtung. Heute gibt es mindestens 241 internationale Tage für dieses und jenes (wandelnde Gedenktage à la „zweiter Montag im Monat“ nicht eingerechnet), die meisten im Oktober (36) und April (32). Ein paar Schmankerl unter den Gedenk- und Aktionstagen: Tag der Blockflöte (10. Jänner), Weltkatzentag (8. August), Anti-Diät-Tag (6. Mai), Weltfernsehtag (21. November).

Erinnerungskultur, Österreich Edition

Über die Anzahl der Denkmalschändungen in Österreich führt die Polizei keine eigene Statistik – diese laufen gemeinhin unter Sachbeschädigung. 2014 allerdings gab es viele Nachrichten über Schmierereien oder Zerstörung von Denkmälern in Österreich. Insbesondere betroffen waren jene für die Opfer des Nationalsozialismus, vor allem in Salzburg. Seit 2007 werden dort alle paar Monate Stolpersteine mit den Namen deportierter und ermordeter Juden und Jüdinnen ausgegraben, verlegt oder unkenntlich gemacht; im Mai 2014 wurde das gläserne Mahnmal für Euthanasie-Opfer des Nationalsozialismus mit einem spitzen Gegenstand zerbrochen. Zuvor waren in der Mauthausen-Gedenkstätte in Oberösterreich (neuerlich) rassistische Schmierereien aufgetaucht.

Die Fälscher*innen

Habe ich das wirklich so erlebt oder bilde ich mir das ein? Kann ich mich daran echt erinnern oder hat mir das nur jemand sehr bildhaft erzählt? Zum Beispiel bei frühen Kindheitserinnerungen kann eins sich da nicht immer hundertprozentig sicher sein. In der Gedächtnisforschung heißt der Vorgang einer retroaktiven künstlichen Erlebnisprotokollproduktion „Erinnerungs(ver)fälschung“. Die falsche Erinnerung unterscheidet sich von der Lüge dadurch, dass die Betroffenen ihre eigenen Aussagen tatsächlich für wahr halten. Einfache psychologische Experimente deuten darauf hin, dass es möglich ist, Menschen durch Suggestion und lebhaftes Erzählen falsche Erinnerungen „einzupflanzen“ – zum Beispiel, dass sie sich als Kind im Einkaufszentrum verlaufen hätten oder in *Disneyland* auf Bugs Bunny getroffen seien, obwohl der dort als *Warner Brothers*-Charakter Hausverbot hat.

Denkzettel

Die Erfindung des Post-Its geht auf einen glücklichen Fehler zurück: Als der Wissenschaftler Spencer Silver 1968 für die US-amerikanische Firma 3M einen superstarken Kleber erfinden hätte sollen, gelang ihm lediglich ein etwas enttäuschender, leichter, druckempfindlicher Klebstoff. Lange blieb diese Erfindung als „Lösung ohne Problem“ in der Firma unbeachtet – bis Silvers Kollege Art Fry 1974 in einem Seminar auf die Idee kam, sein Lesezeichen mit eben diesem Kleber im Gesangsbuch festzumachen. Das Post-It war geboren; ab den 80ern eroberte es Büroräume und Federpennale auf der ganzen Welt. Auch im Zeitalter der Digitalisierung hält sich das Post-It in seinem charakteristischen Gelb etwa in Form von Desktop-Erinnerungen. Auch aus Kunst (für großflächige Collagen) und Politik (in Form von an Wände geklebten Protest-Forderungen) sind die kleinen Notizzettelchen nicht mehr wegzudenken.

Myosotis secunda

Das Vergissmeinnicht ist eigentlich eine ganze Pflanzengattung in der Familie der Raublattgewächse, die in Europa, Asien, Afrika, Australien und Nordamerika verbreitet ist. Der deutsche Name „Vergissmeinnicht“ tritt zum ersten Mal im 15. Jahrhundert auf. Der Grund für die Namensgebung ist allerdings nicht endgültig geklärt. Einer Legende nach soll das leer ausgegangene, unscheinbare Blümchen Gott bei der Namens- oder Farbgebung zugerufen haben, es nicht zu vergessen. Andere Quellen sprechen davon, dass das blaue Vergissmeinnicht im Mittelalter unter Liebenden ein Symbol der Treue gewesen sein soll und sein Name daher kommt. Spannend ist jedenfalls der ungebrochene Namenstransfer in viele verschiedene Sprachen: forget-me-not, ne m'oubliez pas, neforgesumino, Незабудка, unutmabeni, ワスレナグサ...

LOL, der Tod

Tipp für den nächsten Tirolurlaub: Der „lustige Friedhof“ im Unterinntal (offiziell „Museumsfriedhof Kramsach“) ist eine ganz besondere Sehenswürdigkeit. Hans Guggenberger, Besitzer der Schmiede, hinter der sich der lustige Friedhof befindet, hat unzählige Grabsteine und -kreuze zusammengetragen – mit teilweise dreisten und einzigartigen Inschriften: „Hier liegt die Jungfer Rosalind/geboren als unerwünschtes Kind/ihr unbekannter Vater/war Kapuziner-Pater“. Laut Angaben des Kurators ist seine die größte Grabkreuzsammlung Europas. Solch lockerflockiger Umgang mit dem Tod („Hier liegt in süßer Ruh'/erdrückt von seiner Kuh/Franz Xaver Maier. Daraus sieht man/wie kurios man sterben kann.“) dürfte auf das Barock zurückgehen und bis etwa 1900 gehalten haben. Bezeichnend für die Landesmentalität, was hier unter anderem als lustig empfunden wird: „Hier liegt Martin Krug/der Kinder, Weib und Orgel schlug“.

„Jede Erinnerung hat ein emotionales Mascherl“

Wie Kindheit und Gefühle unser Erinnerungsvermögen beeinflussen und warum ein gutes Gedächtnis allein kein Garant für Erfolg ist, erklärt Gesundheitspsychologe Michael Trimmel im Interview.

progress: Was läuft in unserem Gedächtnis ab, wenn wir uns daran erinnern, wo wir das Auto geparkt haben?

Michael Trimmel: Wie der Erinnerungsprozess im Detail abläuft, weiß man nicht. Wir können Gespeichertes jedenfalls leichter abrufen, wenn wir einen geeigneten Kontext oder Assoziationen zum gewünschten Inhalt aufbauen. Wenn wir von der Erinnerung sprechen, geht es oft um Wissen, das wir explizit mitteilen können – Schulwissen zum Beispiel, oder wo wir geparkt haben. Wir erinnern aber auch andere Inhalte: Emotionales und rein Verhaltensbasiertes, zum Beispiel ein einstudiertes Musikstück. Insgesamt umfasst unser Gedächtnis aber nicht nur das, was wir Wissen nennen. Es macht vielmehr unsere ganze Persönlichkeit aus. Ohne Gedächtnis hätten wir keinen sozialen Bezug, würden niemanden wiedererkennen und könnten uns nicht orientieren – also nicht überleben. Alle unsere Leistungen basieren auf Gedächtnisleistungen.

Welche Erinnerungen bleiben uns besonders lange?

Grob gesagt: Das, was uns wichtig ist und somit unsere Aufmerksamkeit aktiviert. Wobei aber die Bedeutung eines Inhalts noch nicht garantiert, dass wir uns langfristig daran erinnern. Unsere Erinnerung hat nämlich immer ein emotionales Mascherl – egal, ob es um private Erlebnisse geht oder um Prüfungsstoff. Selbst, wenn man meint, Inhalten neutral gegenüber zu stehen, verbindet man sie mit einer Person oder Situation, die Emotionen hervorruft. Informationen sind also nie emotionsneutral. Daraus folgt aber auch, dass uns je nach Stimmungslage unterschiedliche Erinnerungen zugänglich sind: Wenn wir traurig sind, rufen wir eher negativ eingefärbte Inhalte ab – und wenn wir gut gelaunt sind, positive.

Manches möchten wir möglichst schnell wieder vergessen. Kann man das Vergessen bewusst herbeiführen?

Nein, wir können die Erinnerung nur in einen anderen Kontext stellen: Angenommen, man hat mit den Eltern heftig gestritten. Später erfährt man, dass sie Geldsorgen hatten und versteht, warum sie damals so gereizt waren. Dann wird man die Erinnerung neu interpretieren und schließlich positiver sehen als davor.

Stimmt es also, dass unsere Erinnerung immer positiver wird, je weiter die erinnerten Ereignisse zurückliegen?

Es stimmt, dass eine Verzerrung stattfindet. Wir wissen aber nicht sicher, woran das liegt. Es könnte sein, dass wir negative Inhalte im Laufe der Zeit systematisch uminterpretieren – wie auch im vorigen Beispiel. Eine andere Theorie geht davon aus, dass wir unsere positiven Erinnerungen länger abrufen können als die negativen, weil sie langlebiger sind. Aber egal, ob die negativen Inhalte umgewandelt werden oder verschwinden: Im Endeffekt bleiben uns bei beiden Ansätzen mehr „gute“ Erinnerungen erhalten als „schlechte“.

Warum erinnern sich Leute unterschiedlich gut?

Das liegt an den Genen, aber auch an unseren Erfahrungen ab dem Kleinkindalter. Je mehr wir erleben, desto mehr Information können wir aufnehmen und verknüpfen. Jemand, der mehrere Sprachen spricht, kann Inhalte viel besser einbetten, als jemand, der überhaupt schlecht spricht, weil zum Beispiel in der Kindheit wenig mit ihm oder ihr geredet wurde. Aber auch räumliches Denken, grafisches Gestalten, motorische Fertigkeiten, Musik und Tanz erweitern unsere Möglichkeiten, Inhalte zu verknüpfen. Das rechtfertigt meiner Meinung nach

Schulfächer wie Latein, Darstellende Geometrie und Musik. Auch wenn es manchmal so scheint, als würde man sie nicht brauchen.

Was befähigt GedächtnissportlerInnen zu ihren Höchstleistungen?

GedächtniskünstlerInnen können etwas, was wir alle können, besonders gut: Informationen strukturieren. Sie konstruieren einen Bewusstseinsstrom, der eine gewisse Logik hat. Sie prägen sich hundert Silben ein, indem sie eine

führen, das „Vergessen“ dagegen peinlich zu sein. Hat das Erinnern auch eine Kehrseite?

Unser Wissen allein ist nicht entscheidend. Das Leben besteht ja darin, dass wir handeln, um die Zukunft zu gestalten. Das geht zwar nicht ohne Gedächtnis, aber wir brauchen dazu auch ganz andere Eigenschaften als ein gutes Erinnerungsvermögen: Fantasie, Mut und Gelassenheit zum Beispiel. Dazu muss man vorwärtsorientiert sein: Alternativen abwägen, sich über



Foto: Luiza Puiu

Kunstsprache erfinden und sie wie ein Gedicht aufsagen. Was für andere eine unglaubliche Leistung ist, ist für sie ein Satz. Abgesehen davon gibt es wohl auch genetische und feine morphologische Besonderheiten bei GedächtnissportlerInnen. Sie haben einfach eine Spezialbegabung, meist aber auch Defizite in anderen Bereichen, wie alle anderen Menschen auch.

In unserer Gesellschaft scheint das „Erinnern“ stets zum Erfolg zu

die Zukunft Gedanken machen und trotzdem damit klarkommen, dass man nicht alles planen kann. Menschen, die sich scheinbar immer alles merken, tun sich mit diesen Dingen schwer. Mit Erinnerungen allein ist das Leben noch lange nicht gelebt.

Julia Mathe studiert Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Orte der Erinnerung

Ob analog oder digital – täglich werden Millionen von Daten erstellt und gespeichert.

Eine kleine Chronologie technischer Speichermedien

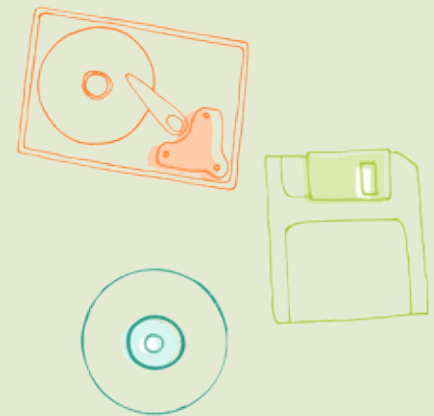
Quellen: tecchannel.de, computernostalgia.net, edinformatics.com

Die **FESTPLATTE** wurde **VON IBM ENTWICKELT** und erstmals **1956** vorgestellt. Zu diesem Zeitpunkt konnte eine **MAXIMALE DATENMENGE VON 5 MB** gespeichert werden. 2014 lag die größtmögliche Kapazität bereits bei bis zu 8 TB.

Die **DISKETTE** wurde ebenfalls von IBM entwickelt und erschien erstmals **1971** mit einer **SPEICHERKAPAZITÄT VON CA. 80 KB**. Bis Ende der 90er Jahre gelang es, die Kapazität auf 240 MB zu erhöhen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich jedoch die CD bereits als primär genutztes Speichermedium etabliert.

Die **CD-ROM** (Compact Disc Read-Only Memory) wurde **1979** von *Sony* und *Philips* vorgestellt, marktfähig wurde sie jedoch erst ab Mitte der 80er. Die **SPEICHERKAPAZITÄT LAG ZUNÄCHST BEI 650 MB** und stellte im Vergleich zur Diskette, die zu diesem Zeitpunkt eine maximale Speicherkapazität von ca. 1,5 MB bot, einen enormen Kapazitätswachstum dar.

In der Zwischenzeit gibt es eine Vielzahl an technischen Speichermedien, um digitale Daten kurz- oder langfristig zu speichern. Mit Ausnahme der Festplatte sind die meisten anderen Speichermedien auf Dauer dem technologischen Fortschritt unterlegen. Cloud-Dienste rücken physische Speichermedien künftig womöglich noch weiter in den Hintergrund.



Die fünf größten Wikipedias

Quelle: Wikipedia

Mit rund 4,7 Millionen Artikeln ist die **ENGLISCHSPRACHIGE WIKIPEDIA CA. 2,8 MAL SO GROSS WIE DIE DEUTSCHE**, die nach der schwedischen und der niederländischen auf Platz 4 liegt.



Upload-Zahlen

Quellen: Instagram, Tumblr, YouTube, Dropbox

INSTAGRAM

Aktuell finden sich auf *Instagram* mehr als 30 Mrd. Bilder. **PRO TAG** kommen etwa **70 MIO. BILDER** hinzu.

YOUTUBE

PRO MINUTE werden laut eigenen Angaben **100 STUNDEN VIDEO-MATERIAL** hochgeladen. Jeden Monat werden mehr als sechs Mrd. Stunden Videomaterial angesehen.

TUMBLR

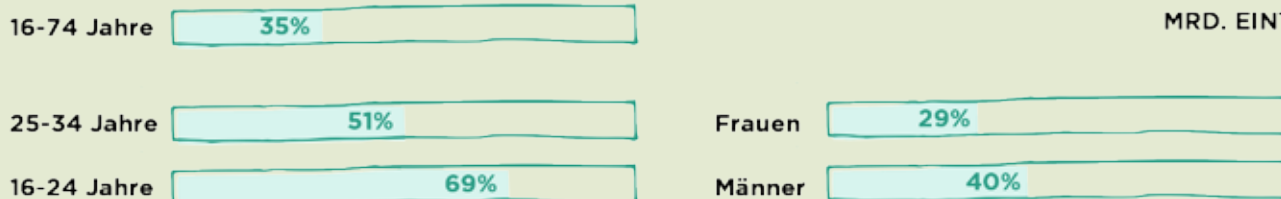
Auf *Tumblr* sind aktuell **216 MIO. BLOGS** registriert, auf denen sich insgesamt **99,4 MRD. EINTRÄGE** finden.

DROPBOX

ALLE 24 STUNDEN werden ca. **EINE MRD. DATEIEN** auf *Dropbox* hochgeladen.

Wer nutzt Cloud-Dienste?

Quelle: futurezone.at



IN ÖSTERREICH werden Cloud-Dienste **VON ETWAS MEHR ALS EINEM DRITTEL DER BEVÖLKERUNG GENUTZT**. Der größte Anteil liegt jedoch deutlich bei den unter 35-Jährigen. Von allen befragten Personen nutzen unter den 16- bis 74-Jährigen 29 Prozent der Frauen und 40 Prozent der Männer regelmäßig Cloud-Dienste. Bei den 16- bis 24-Jährigen ist der Unterschied am geringsten: 68 Prozent der Frauen zu 70 Prozent der Männer nutzen Cloud-Dienste.



Archiviert

Quelle: Österreichisches Staatsarchiv

DAS ÖSTERREICHISCHE STAATSARCHIV ging aus dem *Haus-, Hof- und Staatsarchiv* hervor, das **1749 VON MARIA THERESIA** als zentrales Archiv des Hauses Habsburg **GEGRÜNDET** wurde. Ziel war es vor allem, die Rechts- und Herrschaftstitel der Dynastie bei Bedarf leichter zugänglich zu machen.

Gegenwärtig werden unter anderem die archivarischen Überlieferungen der Zentralbehörden der ehemaligen Habsburgermonarchie, sowie jene des Heiligen Römischen Reichs aufbewahrt. **EINES DER ÄLTESTESTEN DOKUMENTE** ist eine **BABENBERGISCHE-HABSBURGISCHE URKUNDE AUS DEM JAHR 816**.



Gesetzmäßig

Quelle: Österreichisches Staatsarchiv

Seit dem Jahr **2000** existiert in Österreich ein **EIGENES BUNDESARCHIVGESETZ**, das die Sicherung, Aufbewahrung und Nutzung von Archivgut des Bundes regelt.

Österreichische Nationalbibliothek

Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

Die **ANFÄNGE DER ÖSTERREICHISCHEN NATIONALBIBLIOTHEK (ÖNB) REICHEN BIS INS 14. JAHRHUNDERT** zurück. Ein großer Teil des Bestands der ÖNB setzt sich aus Sammlungen zusammen, die aus dieser Zeit stammen. **DAS NACHWEISLICH ÄLTESTE BUCH**, das die ÖNB bewahrt, stammt aus dem Besitz von Albert III., Herzog von Österreich, und **WIRD AUF DAS JAHR 1368 DATIERT**.



Bestandsaufnahme

Quellen: Österreichische Nationalbibliothek; Die Presse, 29.01.2015

2013 befanden sich **IM BESTAND DER ÖNB UM DIE 9,81 MIO. OBJEKTE**, von denen **RUND 3,77 MIO. BÜCHER** waren. Im Vergleich zum Vorjahr sind insgesamt 328.307 neue Objekte hinzu gekommen. Neben Büchern setzt sich der Bestand unter anderem aus Karten, Globen, Notendruckten, Bild- und elektronischen Dokumenten (etwa CDs) zusammen.



SEIT 2011 wird **IN KOOPERATION MIT GOOGLE** der urheberrechtsfreie Bestand der ÖNB **DIGITALISIERT**, das sind **RUND 400.000 BÄNDE**.

Datenaufkommen im Internet

Quelle: Cisco

Im Jahr **2012** belief sich das **DATENAUFKOMMEN IM INTERNET** auf mehr als **26,7 EXABYTE** (1 Exabyte = 1 Mrd. Gigabyte) **PRO MONAT**, was einem täglichen Datenaufkommen von annähernd einem Exabyte entspricht. Die Datenmenge ist vergleichbar mit der mehr als 2.500-fachen Datenmenge aller Bücher, die je geschrieben wurden.

Schnell notiert

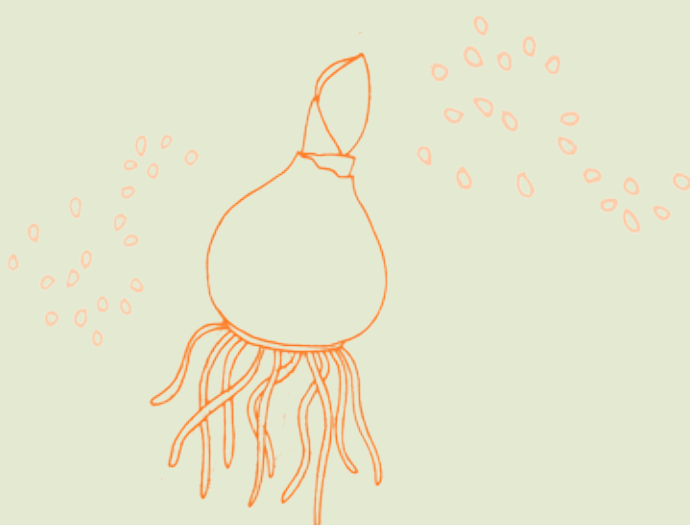
Quelle: Focus Online, 20.01.2015

Obwohl die meisten Menschen mittlerweile dazu tendieren, Notizen, Termine und andere wichtige Dinge im Smartphone, Tablet oder Notebook zu hinterlegen, ist **DAS KLASSISCHE NOTIZBUCH NACH WIE VOR SEHR BELIEBT**. **BESONDERS ERFOLGREICH** ist das Unternehmen **MOLESKINE**, das sich selbst als Erbe des legendären Notizbuches der KünstlerInnen und Intellektuellen der vergangenen zwei Jahrhunderte – von Van Gogh bis Hemingway – versteht. Im vergangenen Jahr erwirtschaftete Moleskine **RUND 78 MIO. € UMSATZ**.

Raritäten-Sammlung

Quelle: Arche Noah

Der österreichische Verein **ARCHE NOAH** wurde **1989** aus einer Initiative von GärtnerInnen, BäuerInnen und JournalistInnen **GEGRÜNDET, UM DER SINKENDEN SAATGUTVIelfALT AM MARKT ENTGEGEN ZU WIRKEN**. In einem umfangreichen **SAATGUTARCHIV** werden **UM DIE 6.000 GEFÄHRDETE GEMÜSE-, OBST- UND GETREIDESORTEN** in Form von Knollen, Zwiebeln und Samen aufbewahrt, die überwiegend aus Mittel- und Südosteuropa kommen. Das Saatgut wird jedoch nicht ausschließlich archiviert, sondern auch vermehrt und verkauft, um zu einer Steigerung der Fruchtvielfalt beizutragen. **DER WICHTIGSTE ASPEKT** dabei ist, **DIE SORTEN GENETISCH NICHT ZU VERÄNDERN**, um so den gesamten genetischen Pool zu bewahren.



Sandra Biondi hat Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien studiert.

Zeitreisende Ethno-Waschmaschinen

Wie und woran wir uns erinnern, wird nachhaltig von Medien geprägt. Durch sogenanntes Whitewashing werden die Geschichten von People of Color ausradiert.



Wieder einmal erhitzt ein Spielfilm aus Hollywood die Gemüter. „Exodus“ von Ridley Scott scheint mit der Besetzung seiner millionenschweren Verfilmung von Moses Geschichte im alten Ägypten einen Nerv der heutigen Zeit getroffen zu haben – im negativen Sinne. Denn während Prophet, Pharao und Götter von weißen Menschen gespielt werden, werden – surprise surprise – Sklav*innen, Dieb*innen und Mörder*innen von schwarzen Schauspieler*innen verkörpert.

Es ist nicht nur rassistisch, dass Held*innen hier Weiße und Antiheldi*innen Schwarze sind. Zusätzlich ist der im antiken Ägypten angesiedelte Streifen das beste Beispiel für eine problematische Praxis, welche in Geschichte, Kunst und Kultur häufig aufzufinden und dem Begriff „Whitewashing“ un-

terzuordnen ist. Whitewashing bezieht sich in erster Linie auf historische Persönlichkeiten dunkler Hautfarbe (hier etwa Moses und der Pharao), die in der Geschichtsschreibung und dadurch in der kollektiven Erinnerung aber als weiße Menschen aufscheinen. Klassische Beispiele dafür sind etwa der Nikolaus, Maria Muttergottes und Jesus himself. Dieser wird in Erzählungen, Filmen und Abbildungen stets als hellhäutiger Mann mit blauen Augen und blonden bis dunkelblonden Haaren dargestellt. Geographisch und historisch gesehen müsste Jesus von Nazareth aber einen dunklen Hauttyp haben, mit braunen Augen und dunklem Haar. Der historische Nikolaus von Myra soll im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Osmanischen Reich zur Adventszeit Süßigkeiten verteilt haben. Es ist sehr

unwahrscheinlich, dass Sankt Nikolaus helle Haut hatte. Trotzdem werden der „Nikolo“ und der an ihn angelehnte Weihnachtsmann immer als weiße Männer dargestellt.

ROLL OVER BEETHOVEN. Jesus und der Nikolaus sind alte Hasen, was die Schwarz-Weiß Diskussion betrifft. Schenkt man einigen historischen Quellen Glauben, so wurde auch beim bekannten Ludwig van Beethoven Whitewashing betrieben. Beethoven, 1770 in Bonn geboren und 1827 in Wien gestorben, eines der größten Musikgenies der Klassik, soll dunkelbraune bis schwarze Haut gehabt haben. Sämtliche Biograph*innen und Anthropolog*innen, die den Deutschen getroffen haben, beispielsweise Frederik Hertz, Emil Ludwig oder Fanny Giannatasio del Rio, beschreiben

Beethoven als dunkelhäutigen Mann mit abgeflachter Nase, kleinen dunklen Augen und breitem Mund. Auch der österreichische Schriftsteller Franz Grillparzer bezeichnet Beethovens Hautton als „braun“. Andere schreiben über sein krauses schwarzes Haar, welches an den Seiten meistens abstand. Diese Beschreibung könnte auf einen dezenten Afro verweisen.

Der Name Beethoven kommt aus Flandern, einem Gebiet in Belgien. Ab ungefähr 1560 wurde das heutige Flandern fast 200 Jahre lang von dem spanischen Zweig der Habsburger*innen regiert. Die Mauren, eine nordafrikanische Volksgruppe, prägten die spanische Gesellschaft und Architektur seit Anfang des achten Jahrhunderts. Beethoven hätte väterlicherseits maurischer Abstammung sein können.

Apropos Musik: Hier werden beispielsweise Elvis, Jerry Lee Lewis, die Beatles oder die Rolling Stones als Könige, Erfinder und Perfektionierer des Rock 'n' Roll gefeiert, obwohl das Genre auf die Musik der schwarzen Community in Nordamerika zurückgeht und lange vor Elvis schwarze Musiker*innen wie die (übrigens bisexuelle) „Godmother of Rock 'n' Roll“ Rosetta Tharpe, Chuck Berry, LaVern Baker und Ray Charles den damals neuen Stil prägten.

Auch zahlreiche innovative Errungenschaften, die unser Leben bereichern, kommen von People of Colour (PoC). Trotzdem werden diese Erfinder*innen und Wissenschaftler*innen nur sehr selten in Medien oder Schulbüchern erwähnt. Sie scheinen nur als Sklav*innen Geschichte schreiben zu dürfen. „Die Sklaverei begründet den materiellen Vorsprung Europas gegenüber anderen Erdteilen. Eine Darstellung von People of Colour, die bedeutende wissenschaftliche oder politische Erkenntnisse produzierten oder eine besondere Machtstellung innehatten, hätte dieses Monopol gefährdet“, erklärt Hanna-Maria Suschnig, Geschichtsdidaktin an der *Universität Wien*, die Problematik von Whitewashing in der Wissenschaft.

Das Ampelsystem oder die Gasmasken zum Beispiel wurden vom afro-amerikanischen Erfinder Garret Morgan entwickelt. Der Sohn von befreiten Sklaven ließ sich 1914 das Patent für seine Gasmasken ausstellen. Eine andere Erfindung, die weltweit unzählige Menschenleben gerettet hat, ist die Blutbank. Sie wurde 1930 vom Afro-Amerikaner Charles Drew entwickelt, der später auch Direktor von Blutbanken des *Roten Kreuzes* war, in der Geschichtsschreibung jedoch keinen Platz fand. Und wer gerade darüber nachdenkt sich einen 3D-Fernseher zuzulegen, sollte Valerie Thomas gedenken: Die NASA-Wissenschaftlerin war eine der ersten, die sich in den 60ern mit der Projektion und Übertragung dreidimensionaler Bilder beschäftigte.

POSTKOLONIALISMUS IN 3D.

Durch „Exodus“ wurde erneut international eine Debatte über Whitewa-

shing losgetreten. Aufmerksamkeit erhielt das Thema vor allem durch den Hashtag *#boycottexodusmovie*. Davor klärten Blogs wie *stopwhitewashing.tumblr.com* darüber auf, in welcher Form Diskriminierung und Rassismus immer noch im Entertainmentbereich vorzufinden sind. „Exodus“ beraubt ägyptische und israelitische Menschen ihrer Geschichte setzt damit eine lange Tradition fort. Schon frühe Hollywood-Ikonen wie Katherine Hepburn („Dragon Seed“, 1944) oder Elizabeth Taylor („Cleopatra“, 1963) mimten Frauen, welche andere ethnische Backgrounds oder Hautfarben hatten; heute sind zum Beispiel der nicht besonders persische Jake Gyllenhaal als „Prince of Persia“ und Ben Affleck als Latino Tony Mendez („Argo“) zu sehen.

Minderheiten werden im Schauspielbusiness häufig nur für klischeehafte Rollen gecastet: als Terrorist*innen, Mörder*innen, Drogendealer*innen oder Sklav*innen. Wenn Rollen für Figuren mit einem bestimmten (ethnischen) Hintergrund oder einer gewissen Hautfarbe ausgeschrieben werden, werden trotzdem oft nur weiße Darsteller*innen gecastet, obwohl es genügend qualifizierte Anwärter*innen gibt, die sich auch tatsächlich mit dem Charakter identifizieren könnten. Aber viele Regisseur*innen und Produzent*innen wollen es mit ihren Filmen bis zu den Oscars und den Geldbörsen der Kinobesucher*innen schaffen und beteuern, Nicht-Weiße in Hauptrollen zu casten, bedeute ein wirtschaftliches Risiko für die Filmstudios. Eine solche Entscheidung schmälert die Chancen auf einen der begehrten Filmpreise. Unter die Oscar-Nominierten in den Hauptkategorien etwa schafften es heuer ausschließlich weiße Schauspieler*innen, obwohl nicht nur im hochgelobten Historiendrama „Selma“ über die Emanzipationsbewegung rund um Martin Luther King genügend Kandidat*innen auszumachen wären. Diese Ungleichheit macht es wiederum schwieriger für People of Color, im Filmbusiness Anerkennung zu bekommen und auf andere junge Menschen vorbildhaft zu wirken: ein Teufelskreis.

People of Color werden also – wie diese Beispiele zeigen – seit Jahrhunderten entweder weißen Menschen hierarchisch untergeordnet, exotisiert und/oder durch Whitewashing ihrer Identität beraubt. Um dem entgegen zu wirken, bräue es eine sensiblere Geschichtsschreibung. Laut Suschnig sollte sich neben der Schule auch die Wissenschaft das kollektive Erinnern zur Aufgabe machen, indem Whitewashing in Ausbildungen thematisiert wird. „In manchen Ländern gibt es den Black History Month, in den USA wird der Martin Luther King Day gefeiert, das sind erste Ansätze“, findet die Hochschulreferentin für Fachdidaktik.

HISTORISCH AKKURAT. Auch im Netz bilden sich immer mehr Initiativen, die gezielt gegen Whitewashing vorgehen. Der Blog *medievalpoc.tumblr.com* zeigt mittelalterliche Gemälde und Illustrationen, auf denen PoC zu sehen sind. Das Bildarchiv, das mittlerweile zu einer riesigen Fundgrube angewachsen ist, kämpft gegen das retroaktive Whitewashing, denn Bilder mit PoC werden in Museen, Schulklassen oder Kunststudien nur selten gezeigt. Außerdem sollen die Bilder Argumente gegen die Fiktion, das mittelalterliche Europa sei nur von weißen Menschen bewohnt worden, liefern. Die historischen Abbildungen zeigen sehr deutlich, dass PoC von der Antike bis zur Neuzeit in sämtlichen gesellschaftlichen Schichten und in allen Ländern Europas vertreten waren und auch abgebildet wurden. Auch die vielbeschworene angebliche „historische Akkuratheit“ in Mittelalter- und Fantasyfilmen soll so als weiße Fantasie dekonstruiert werden. Wenn in „Herr der Ringe“ nur Weiße mitspielen, liegt das am internalisierten Rassismus des Autors und des Regisseurs, nicht etwa an der tatsächlichen Anlehnung an die europäische Geschichte, wie gerne behauptet wird. Im Kontrast dazu bietet *medievalpoc* auch immer wieder Büchertipps: Hier werden Sci-Fi- und Fantasy-Romane von PoC-Autor*innen und/oder mit PoC-Charakteren vorgestellt, um der medialen Überrepräsentation weißer Autor*innen und Charaktere entgegen zu wirken.

„Homestory Deutschland“ heißt ein langjähriges Projekt der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland* (ISD) für das Erinnern an Leistungen schwarzer Menschen. Es ist eine seit zehn Jahren durch Deutschland wandernde Ausstellung, die mit historischen Portraits schwarzer Menschen mahnen möchte, dass „schwarze Menschen in Mitteleuropa nicht erst seit den 1980ern existieren“, wie Tahir Della vom ISD es ausdrückt. Da wäre beispielsweise der Philosoph Anton Wilhelm Amo aus dem 18. Jahrhundert, der erste Afrikaner, der an einer europäischen Universität promovierte. Oder Martin Dibobe, Vertreter der Community von Kamerunern in Deutschland, der schon 1919 für Anerkennung und Gleichstellung kämpfte.

„Unseren Erfahrungen mit dem Projekt nach sehen viele junge schwarze Menschen hier tatsächlich zum ersten Mal gesellschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Beiträge von Schwarzen in Europa“, erzählt Della. „Das ist wichtig, denn wenn deine Geschichte systematisch ausgeblendet wird, hast du auch Schwierigkeiten bei Identitätsfindung und Identifizierung.“ Die Geschichte von schwarzen Menschen in Deutschland beziehungsweise Zentraleuropa werde ignoriert, was dazu führe, dass es kein kollektives Bewusstsein dafür gebe. Della erklärt, dass das Ausradieren der Geschichte von People of Color auf die Kolonialgeschichte Europas zurückgeht: „Die Negation der Leistungen einer Menschengruppe ermöglicht eine Stigmatisierung, die wiederum zu Diskriminierung führt.“ Das Thema Whitewashing solle breiter politisch diskutiert werden, immerhin handle es sich dabei um eine „Verfälschung von Geschichte“.

Nour Khelifi studiert Publizistik und Kommunikationswissenschaften und Biologie an der Universität Wien.

Wir haben uns (k)ein Denkmal gebaut

Wer ein Denkmal baut, schafft Raum, um zu gedenken. Wenn das verwehrt wird, bleibt eine Leerstelle in der öffentlichen Erinnerung.
Über Gedenkkultur in Österreich.

Denkmäler gab es bereits seit dem späten Mittelalter aus zwei Gründen: zur Selbstdarstellung von Herrscher_innen oder zur Inszenierung einer Vergangenheit im öffentlichen Raum. Das Volk sollte regelmäßig an die Machtansprüche in einem Land erinnert werden. Es ging aber auch darum, ein bestimmtes Geschichtsbild zu inszenieren, das zu den Ansprüchen einer bestimmten Herrschaftsfamilie – in Österreich waren dies zumeist die Habsburger_innen – passte. Herrscher_innen inszenierten sich als Kriegstreibende oder auch als milde Regierende. Letzteres illustriert etwa das Abbild Maria Theresias am Museumsplatz in Wien. Mit den Held_innendenkmälern auf der Wiener Ringstraße wurde bewusst ein bestimmtes Bild von Geschichte inszeniert, indem vor allem Kriegssieger in Form von Statuen dargestellt wurden.

DER NUTZEN VON DENKMÄLERN. In der jüngeren Geschichte hat sich diese Denkmaltradition gewandelt. Denkmäler im 20. und 21. Jahrhundert wurden und werden in Österreich vor allem im Sinne eines kollektiven Erinnerns und Gedenkens im öffentlichen Raum errichtet. Die Theorie des kollektiven Gedächtnisses, die von Maurice Halbwachs aufgestellt wurde, erklärt die Beziehung zwischen dem Gedächtnis eines Individuums und dem Gedächtnis der Gruppe, in der es sich bewegt. Beide stehen in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander. Das Individuum erinnert sich, indem es den Standpunkt der Gruppe einnimmt. Im Gegenzug verwirklicht und offenbart sich der Standpunkt der Gruppe im Individuum, da nur dieses dazu in der Lage ist, es auszuformulieren beziehungsweise zu artikulieren.

Denkmäler sind Objekte, die spezifische Geschichtsdarstellungen durch ihre räumliche Existenz im kollektiven Gedächtnis „verankern“. Der Geschichtswissenschaftler Pierre Nora definiert verschiedene Arten von Erinnerungsorten, die alle dafür herange-

zogen werden, eine kollektive Identität zu erzeugen. Bei der kollektiven Identität handelt es sich um einen Begriff, der von Jan und Aleida Assman geprägt wurde. Selbstbilder, die beispielsweise auf gemeinsamen Erinnerungen basieren, werden von Gruppen verwendet, um eine gemeinsame Identität auszuformen. Denkmäler helfen ein Ereignis, eine Gruppe von Menschen oder auch nur eine einzelne Person im öffentlichen Gedächtnis zu behalten und dienen so als Anker, der ein Abrutschen ins Vergessen verhindert. Gleichzeitig wird damit eine Auswahl getroffen: Nicht jede Person, jede Gruppe oder jedes Ereignis bekommt ein Denkmal im öffentlichen Raum und damit einen Platz in der gemeinsamen Identität.

ÖFFENTLICHES GEDENKEN? Orte öffentlichen Gedenkens können verschieden gestaltet sein. Handelt es sich um einen Ort, an dem sich historische Ereignisse unmittelbar abgespielt haben, dann kann dort eine Gedenkstätte eingerichtet werden. Am Beispiel von ehemaligen Konzentrationslagern lässt sich die Bandbreite an Möglichkeiten für Gedenkstätten illustrieren: von einer einzelnen Gedenktafel bis hin zu einem eigenständigen Museum. Im kleineren Maßstab gibt es auch Denkmäler, die nicht unbedingt am Ort eines spezifischen Ereignisses positioniert sein müssen. Meistens handelt es sich um Objekte, die in ihrer Darstellung eine künstlerische Verarbeitung der erinnerten Ereignisse tragen können. Solche Denkmäler können positiv konnotierte Ereignisse beziehungsweise Personen oder Personengruppen feiern oder auch mahnend an negative Ereignisse erinnern. Mahnmäler, Denkmäler und Gedenktafeln können auch in eine Gedenkstätte integriert sein. Schließlich können auch spezifische Gebäude denkmalgeschützt werden, wenn ihnen historischer Wert zugesprochen wird oder in ihnen eine Person von historischer Bedeutung gelebt hat.

In Österreich gibt derzeit 37.485 Objekte, die unter Denkmalschutz gestellt sind, und all diese unterschiedlichen räumlichen Ausformungen öffentlichen Gedenkens abdecken sollen.

Wessen öffentlich gedacht wird, ist nicht nur politisches Kalkül, sondern steht auch im Zusammenhang mit gesellschaftlich verankerten Diskussionen, wer als wichtig genug erachtet wird. Gilt ein_e Künstler_in als für Österreich prägend genug, um eine Gedenktafel am Geburtshaus zu bekommen? Wer wird im österreichischen Diskurs um den Zweiten Weltkrieg „ausreichend“ als Opfer betrachtet, um ein Mahnmal für die systematische Verfolgung und Ermordung zu erhalten? Und nicht zuletzt: Wer sind die Held_innen und wer die Verbrecher_innen?

GEDENKEN NUR FÜR MÄNNER? Zentral war in Österreich im 20. Jahrhunderts das Gedenken an die beiden Weltkriege, das jeweils kaum unterschiedlicher sein könnte. Während in Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg vor allem dessen drohendes Verschwinden aus dem kollektiven Gedächtnis im Mittelpunkt steht, dreht sich die Debatte anlässlich des Zweiten Weltkriegs vor allem um die Frage, wessen öffentlich gedacht wird.

Im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg gibt es zahlreiche Kriegsgräber und Denkmäler, die vor allem an die große Zahl gefallener und verwundeter Soldaten erinnern sollen. Das öffentliche Erinnern ist hier klar abgegrenzt, da den zivilen Opfern – jenen, die aufgrund von Schlachten aus ihrer Heimat fliehen mussten, den Krieg kritisierten oder die an der chronischen Unterversorgung mit Lebensmitteln starben – kein öffentlicher Raum zugesprochen wird. Dies ist wenig verwunderlich, da für den Ersten Weltkrieg der Verein *Schwarzes Kreuz* mit dem öffentlichen Gedenken beauftragt wurde und dieser



seine Hauptaufgabe alleine im Erinnern an im Krieg gefallene Soldaten sieht. Auch all jenen, die noch Jahre später an den physischen und psychischen Folgen des Kriegs gestorben sind, wird kein Platz eingeräumt. Darüber hinaus werden die Frauen, die im Krieg gefallen sind, weil sie in Kampfhandlungen verstrickt waren oder in Lazaretten Verwundete gepflegt haben, komplett verdrängt. Das *Schwarze Kreuz* möchte zwar das Gedenken an individuelle Personen in den Mittelpunkt rücken, allerdings handelt es sich bei den meisten Kriegsfriedhöfen um anonyme Räume. Über die Individuen, die gestorben sind, können sie kaum Aufschluss geben. Für jene, die nicht mit den Verstorbenen verwandt sind, gibt es keine Möglichkeit zur Identifikation mit den Gefallenen. Von der Leere, die im Bereich der zivilen Opfer geblieben ist, ganz zu schweigen. Der Erste Weltkrieg hat in vielerlei Hinsicht Voraussetzungen für den Zweiten Weltkrieg geschaffen. Eben jene Zusammenhänge – Arbeitslosigkeit und Massenarmut – drohen aus dem kollektiven Gedächtnis zu verschwinden.

GEDENKEN ZUM ZWEITEN WELTKRIEG. Im öffentlichen Gedenken zum Zweiten Weltkrieg offenbart sich der Zusammenhang zwischen dem Opfermythos, der nur spärlich geglückten Entnazifizierung und öffentlichen Diskursen, wer als „Opfer“ der Nationalsozialist_innen anerkannt wird. Dass sich Österreich bis in die 80er Jahre selbst als „erstes Opfer“ gesehen hat, hat der öffentlichen Auseinandersetzung mit Täter_innen selbstredend geschadet. Nur schleppend wurden Denkmäler geschaffen, die dem öffentlichen Gedenken der Verfolgten galten. Gleichzeitig wurde kaum die Frage gestellt, wie überhaupt erinnert werden kann. Als der deutsche Künstler Gunter Demnig 1990 begann, in Deutschland „Stolpersteine“ zu montieren, die für aus ihren Häusern vertriebene Opfer des Holocausts standen,

gab es von mehreren Seiten Protest: Die einen wollten im Alltag nicht permanent an die Verstorbenen erinnert werden. Die ehemalige Präsidentin des Zentralrats der deutschen Jüd_innen hingegen protestierte, da die Leute auf die 96x96 Millimeter großen und im Gehsteig eingelassenen Steine draufsteigen. Weitere Kritik bezieht sich auf die Übernahme nationalsozialistischer Terminologie auf den Stolpersteinen. Heute gibt es etwa 50.000 solcher Stolpersteine in 18 europäischen Ländern, unter anderem in 26 österreichischen Städten, womit sie das größte dezentrale Mahnmahl der Welt darstellen.

Bis heute ist außerdem von Bedeutung, wer rechtlich als „Opfer des Nationalsozialismus“ anerkannt wird. Männer, die während der NS-Zeit ihren Wehrdienst verweigerten und deshalb verfolgt wurden, wurden bis in die 90er Jahre rechtlich schikaniert. Dementsprechend lange dauerte es, bis 2014 gegen den Widerstand von Vereinen und Parteien ein Denkmal für Deserteure in der Volksgarteneinbuchtung am Ballhausplatz in Wien errichtet wurde. Ähnlich umstritten sind Denkmäler für Partisan_innen der slowenischen Minderheit in Kärnten/Koroška. Dabei handelt es sich hier um das einzige Gebiet, wo es militärisch organisierten und bewaffneten Widerstand gab: die slowenische Befreiungsfront (*Osvobodilna Fronta*). Großteils wurde dieser Widerstand von Kärntner Slowen_innen organisiert, einer ethnischen Minderheit, die auch nach Kriegsende stets um ihre gesellschaftliche Anerkennung ringen musste – bis heute beispielsweise im Streit um zweisprachige Ortstafeln – weshalb die rund 53 Denkmäler nach Kriegsende mehrmals Ziel von Angriffen deutsch-nationaler Gruppen wurden. Die Zerstörung von Denkmälern geht hier einher mit dem Kampf um Minderheitenrechte und gegen das Vergessen der Rolle der slowenischen Befreiungsfront während des Krieges.

LEERSTELLEN IN DER ÖFFENTLICHKEIT.

Auch Personengruppen, die bis heute diskriminiert und marginalisiert werden, sind weiterhin vom öffentlichen Gedenken ausgeschlossen: Noch immer gibt es kein Denkmal für Menschen, die von den Nationalsozialist_innen als Homosexuelle verfolgt wurden. Seit mehreren Jahren gibt es Diskussionen darüber, zwischenzeitlich gab es sogar ein temporär errichtetes Kunstwerk. Dennoch bleibt ein öffentlicher Ort des Gedenkens in weiter Ferne, wodurch eine Opfergruppe aus dem öffentlichen Gedenken ausgeschlossen ist.

Denkmäler verweisen darüber hinaus meist auch nur auf lokale und nationale Ereignisse. Selten gibt es Denkmäler, die auf internationale Zusammenhänge hinweisen, von Friedensdenkmälern abgesehen. Auch so werden unliebsame Momente österreichischer Geschichte unter den Teppich gekehrt, wie etwa österreichische Kolonialgebiete vor 1914. Bei Diskussionen um Denkmäler geht es also nicht nur darum, an wen oder was erinnert wird, sondern auch darum, wer oder was vergessen wird. Schlussendlich bleiben auch diejenigen, die öffentliches Gedenken initiieren, im Gedächtnis erhalten: Eine Regierung oder eine Gruppe von Personen, die ein Deserteursdenkmal ermöglicht, sich aber gleichzeitig gegen ein Denkmal für verfolgte Homosexuelle sperrt, hinterlässt damit ein Zeichen. Ebenso in Erinnerung bleiben jene, die sich trotz Widerstands für ein öffentliches Gedenken von Verfolgten eingesetzt und ihr Ziel letztendlich erreicht haben.

Magdalena Hangel schreibt ihre Dissertation im Bereich der Germanistik an der Universität Wien.

Stammbaumrütteln

„Liebe Kinder, ich will Euch kurz über unseren Lebensweg berichten“, schreibt meine Uroma im November 1992 in Wien. Wobei, selber schreibt sie nicht. Sie diktiert ihrem Sohn Episoden aus ihrem Leben, dieser tippt sie auf der Schreibmaschine. Das Ergebnis ist ein 13-seitiges Schriftstück, vollgepackt mit Erinnerungen an die Flucht aus der damaligen Karpatenukraine nach Wien in den letzten Kriegsmonten 1944 und 1945.

DIY STAMMBAUM. Die Motivation sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinanderzusetzen ist die Vermutung, Interessantes zu entdecken. Ich wollte mehr über meine Großeltern erfahren, die nicht im Gebiet des heutigen Österreichs geboren wurden und bereits als Kinder Kriegs- und Fluchterfahrungen machten. Ausgangspunkt meiner Nachforschungen war ein Stammbaum, den ich selbst erstellte. Der Aufwand bemisst sich danach, wie umfassend man sich bereits mit der eigenen Familie beschäftigt hat und wie gut man sich Namen merkt. Denn die Herausforderung, Namen von entfernten Verwandten vom hintersten Eck des Gedächtnis auf ein Blatt Papier zu bringen, sollte nicht unterschätzt werden.

Die erste Anlaufstelle für Informationen genealogischer Natur waren meine Eltern, können selbstverständlich aber auch Oma oder Opa sein. Wie ich bereits vermutet hatte, ist das Stammbaumzeichnen ein guter Anlass, um ins Gespräch über Vorfahren zu kommen. Für alle, die gerne in alten Sachen stöbern, bietet sich außerdem die Gelegenheit, Familienfotos und -dokumente genauer anzusehen. Ich hatte das Glück, dass sich mein Großonkel bereits mit seinem und damit auch mit meinem Stammbaum auseinandergesetzt hatte. Ein Stück Vorarbeit war also schon geleistet. Wenn man beim Erstellen des eigenen Stammbaums an Grenzen stößt und Familieninformationen und -dokumente nicht reichen, hofft man bei einer offiziellen Stelle mehr Daten zu finden.

EINE UNENDLICHE GESCHICHTE. Doch das Ergebnis der Recherche bei Behörden ist ernüchternd. So wird meine Erwartung an ein Suchregister, in dem man nur den Namen der gesuchten Person eingeben muss und welches alle Informationen ausspuckt, enttäuscht. Zwar kursieren im Internet

Ahnenforschung klingt ungefähr so spannend wie Briefmarkensammeln. progress erklärt, warum es sich dennoch lohnen kann, den eigenen Stammbaum zu erkunden.



zahlreiche Datenbanken, diese werden in der Regel aber von Privatvereinen oder -personen betrieben und sind dubios. Das *Österreichische Staatsarchiv* betont auf seiner Website, dass es keine „Personenzentralkartei“, in der unter dem Namen des_der Gesuchten nachgeschlagen werden kann, verwaltet. Ich habe mich im Zuge meiner Recherche für das Kriegsarchiv interessiert, auch hier findet man entgegen verbreiteter Vorstellungen kein Gesamtverzeichnis aller österreichischer Soldaten. Schnell wird klar: Familienforschung ist zeit- und kostenaufwendig.

Bevor man weitere Schritte plant, sollte man sich die bereits vorhandenen Familiendokumente genau ansehen. Sie liefern nicht nur die ergiebigsten Informationen, sie kosten auch am wenigsten Mühe und Geld. Tagebücher, Briefe,

und Urkunden gibt es oft in vergessenen Schubladen und auf knarzigen Dachböden. Trotzdem kommt es vor, dass alte Fotos und dergleichen wegen Lebensumbrüchen, Verlusten oder Wohnortwechsel entsorgt werden.

Falls man sich daher doch an Archive oder ähnliche Institutionen wendet, muss man über Basisdaten (zum Beispiel Geburts- und Sterbedaten) und Vorkenntnisse (zum Beispiel der deutschen Sprache und Schreibschrift) verfügen. Das *Wiener Stadt- und Landesarchiv* recherchiert nur nach Personen, wenn der vollständige Name sowie ein Identifizierungsmerkmal (zum Beispiel Adresse zu einem bestimmten Zeitpunkt) bekannt sind.

GESCHICHTEN DER ANDEREN.

Auch über die eigenen Wurzeln hinaus können sich Gespräche mit Verwand-

ten lohnen. Sie tragen nicht nur die Familiengeschichte, sondern auch Zeitgeschichte in sich. Die Bereitschaft, mit der die Groß- oder Urgroßelterngeneration erzählt und damit unvermeidlich erinnert, kann allerdings unterschiedlich groß sein. Je nachdem, wie mit Erlebtem umgegangen und dieses verarbeitet wurde, kann auch die Form des Erzählens variieren. Beim Erinnern erzählen manche einprägsame Erlebnisse, andere wollen einen möglichst vollständigen oder detaillierten Blick auf Erfahrenes zulassen. Wieder andere halten gar nichts vom Erinnern, das Erlebte sei „vergangen und vergessen“.

Die Bereitschaft, den Nachkommen ein Stück Familiengeschichte anzuvertrauen, hängt außerdem wesentlich damit zusammen, was als erzählenswert gilt. In der Schule lernen wir die Stammbäume von Herrscher_innen auswendig und merken uns Daten von Schlachten. Kein Wunder, dass Geschichte(n) abseits derjenigen von mächtigen Männern, blutigen Kriegen und wichtigen Tagen verloren gehen. Diejenigen, deren Lebensgeschichte marginalisiert und als nicht bedeutend hingestellt wird, erzählen nicht so leicht. Jene, die Geschichten von Alltag und Arbeit, von Familie und Pflege zu erzählen haben und Verfolgung, Krieg, Flucht und Migration aus einer anderen Perspektive erlebt haben, gilt es zu ermutigen.

Selbst fertige Stammbäume zeigen allerdings lediglich Namen, die miteinander in Verbindung stehen. Gebrochene Äste oder Risse in Blättern sieht man nicht, der Stammbaum alleine liefert keine Informationen über Konflikte in der Familie. Auch wenn die Familie oft als harmonisches und natürliches Gebilde imaginiert wird, wollen und können sich auch manche nicht mit der eigenen Familiengeschichte auseinandersetzen. Dass kann auch daran liegen, dass nicht für alle Menschen die Familie, die sie als ihre verstehen, die biologische ist. Dies sollte genauso respektiert werden, wie das Vorhaben, den eigenen Stammbaumwurzeln auf den Grund zu gehen.

Sonja Luksik studiert Politikwissenschaft an der Universität Wien.

FEUILLETON





Mehr als nur ein Beisl

Mit Mate, Mucke und einem solidarischen Miteinander bieten selbstverwaltete Beisl und Räume Gegenentwürfe zur Konsum- und Ellenbogengesellschaft. Ein Lokalausgangspunkt.

Manchmal sind es die kleinen Dinge, die einen großen Unterschied machen: Etwa wenn mensch keinen Euro in den Wuzzler stecken muss, damit unten die Bälle rauskullern; oder wenn eine punkige Stimme, die im Hintergrund aus den Boxen tönt, irgendetwas Abfälliges über Nazis trällert. Hier werden keine Zeitungsverkäufer_innen angefeindet und rausgeschmissen. Hier dürfen sich alle küssen; egal ob hetero, bi oder homo. Hier kann mensch sich in der Mittagszeit auch einfach mal ein Glas Wasser bestellen und gemütlich auf der Couch herumlungern. *progress* hat sich vier solche Räume näher angeschaut: Das TüWI und das *Cafe Gagarin* in Wien, die Linzer *Stadtwerkstatt* und das SUB in Graz.

DSCHUNGEL UND BERG. Über einen Kamm scheren lassen sich die vier selbstverwalteten Lokale nicht. Jeder Raum besitzt seinen eigenen Charme. Das ist auf den ersten Blick erkennbar: Die Einrichtung des *Cafe Strom*, dem Beisl der *Stadtwerkstatt*, könnte ohne weiteres das Hochglanzcover eines Designmagazins schmücken. Mithilfe massiver Tischplatten aus Naturholz und der extravaganten Dekoration der Wände und Decken mit Kletterpflanzen werden Dschungelflair mit Wohnzimmerfeeling kombiniert. Mit historischer Bausubstanz punktet hingegen das SUB. Die Grazer Schlossbergmauer ist Teil des Kulturprojekts nahe dem Murufer. Durchgesessene Couchen, eine selbstgezimmerter Bar und menschenhohe Stapel an Getränkekisten verbreiten eine gewisse abgefuckte Gemütlichkeit. Im Sommer führt der Weg über eine imposante Metalltreppe rauf zur Dachterrasse.

Auch scheint es kein allgemeines Rezept für selbstverwaltete Räume zu geben. Einen gemeinsamen Nenner bringt aber das Plenum des SUB sehr stimmig auf den Punkt: „Unser Kompromiss zwischen dem, was wir wollen, dem, was wir können, und

dem, was wir dürfen, ist ein selbstverwaltetes und gemeinnütziges Vereinsprojekt.“ Kombiniert mit dem politischen Anspruch, eine alternative Praxis zu leben, brechen die Räume so weitgehend mit dem Diktat der Verwertbarkeit. Besucher_innen sind keine bloßen Konsument_innen, sondern vielmehr Nutzer_innen eines Raumes, den sie selber mitgestalten können. Ähnlich sieht das auch Walter, ein langjähriger AktüWist: „Ich finde es schrecklich, wenn jeder Quadratzentimeter verwertet wird. Wenn jeder Raum eine gewisse Funktion zu erfüllen hat.“

Für viele Studierende der BOKU ist das TüWI nicht mehr wegzudenken. Sei es wegen dem einen oder anderen Bio-Bier nach einer überstandenen Prüfung, dem einzigen annehmbaren vegetarischen und veganen Essen am Campus oder den durchschwitzten Ska-Konzerten. 2014 blickte das TüWI auf 20 ereignisreiche Jahre zurück. Trotz der langen Geschichte sieht Walter den Freiraum nach wie vor als Experiment für andere Formen des Zusammenlebens und der Organisation. „Das TüWI ist, was du draus machst“, zitiert er einen alten Slogan, dessen Aktualität ungebrochen ist. Es gehe auch nach zwei Jahrzehnten noch darum, ein kritisches Bewusstsein zu schaffen, die Eigeninitiative von Menschen zu fördern und die eigene Umwelt mitzugestalten. Dass dabei oft auch unterschiedliche Meinungen aufeinander treffen, ist selbstverständlich. Die Menschen bestehen nicht alle aus dem gleichen, homogenen Teig. Ziel ist es jedoch Konflikte auszudiskutieren und Entscheidungen gemeinsam zu fällen. Auch wenn diese Praxis immer wieder in stundenlangen Diskussionen auf Plena mündet, scheint es sich zu lohnen. Aus dem Anliegen, Gegenentwürfe zu den hierarchischen und unterdrückenden Gesellschaftsstrukturen umzusetzen, entstehen vielfältige Ideen, wie mensch es anders machen könnte.

GIBLING UND FREIE PREISE. Das *Cafe Gagarin* in der Nähe des Wiener Unicampus wird seit 2012 als Kollektiv betrieben. Der damals nötige Umbau war für die vorigen Eigentümer zu teuer. So entschlossen sich einige Mitarbeiter_innen, Hand anzulegen und das Lokal selbstverwaltet weiterzuführen. Wenn Fanja und Amadeo von der damaligen Baustelle erzählen, glänzen ihre Augen. Die neu eingebauten, metallenen Lüftungsrohre, die sich an der Decke des Lokals entlangschlängeln, sind Teil des Gründungsmythos, der die Gruppe seither zusammenschweißt. Vor kurzem wurden drei weitere Personen im Kollektiv aufgenommen und für das Büro im Obergeschoss werden noch Partner_innen gesucht, die sich den Raum teilen wollen. „Wenn ich es alleine nicht schaffe, gibt es jemand anderen, der oder die mir dabei helfen kann“, ist das Credo, das sich das Kollektiv beibehalten hat. So soll keine_r davor zurückschrecken müssen, Sachen anzupacken und Neues zu lernen. Dies spiegelt sich auch in der Aufgabenverteilung wieder. Die Verantwortlichkeiten für die einzelnen Bereiche rotieren. So weiß im Idealfall jede_r Bescheid, wie es in den einzelnen Bereichen zugeht. „Es kochen auch immer mal verschiedene Menschen“, erzählt Amadeo. Nicht auf Kosten der Qualität, wie der letzte Bissen vom schmackhaft knusprigen Gemüse-Pakora beweist.

Spätestens wenn es ums Bezahlen geht, stoßen Esser_innen im *Gagarin* dann auf das Konzept der freien Preise. Hier entscheidet jede_r selbst, wie viel er oder sie für das Essen zahlen will und kann. Freie Preise ermöglichen, dass manche weniger und andere mehr zahlen, entsprechend der jeweiligen Lebensrealitäten. Sind also gerade Studiengebühren zu berappen, ist es in Ordnung weniger zu zahlen. Wer gerade ein dickes Plus am Konto hat, ist eingeladen, mehr zu zahlen. „Das kann funktionieren, wenn freie Preise als ein Weg verstanden werden,



Fotos: Niko Havranek

bewusst mit den Möglichkeiten und Bedürfnissen aller Beteiligten umzugehen“, steht auf der Homepage des *Gagarin*. Fanja und Amadeo verraten, dass es über das Konzept im Kollektiv durchaus verschiedene Ansichten gäbe. Das größte Problem sei, dass die Preise für regionale, saisonale und biologische Produkte oft total unterschätzt werden. Aber alleine schon wegen der vielen Diskussionen und Denkanstöße, die das Konzept bei den Gäst_innen auslöst, sei es wertvoll.

Über Alternativen beim Bezahlen haben sich auch die Menschen der *Stadtwerkstatt* ihre Gedanken gemacht. Hier sind zwar fixe Preise zu bezahlen; etwa für ein Stamplerl des hausgemachten Vodkas; jede_r kann sich jedoch aussuchen, ob er_sie die Rechnung lieber in Euro oder in Giblingen begleichen möchte. Der Gibling ist eine Communitywährung, ähnlich einer Regionalwährung. Ein Euro ist einen Gibling wert. Wechselstuben gibt es in Linz, Graz, Wien und in den Weiten des Internets. Da das Geld in der Community bleibt, fördert das System direkt die Kunst- und Kulturszene. Die Liste der Partner_innen, bei denen in Giblingen bezahlt werden kann, reicht von linken Beisln bis hin zu Geschäften für Fahrradzubehör. Für die *Versorgerin*, die Zeitschrift der *Stadtwerkstatt*, können die Giblinge aber ruhig in der Geldbörse bleiben. Das Abonnement gibt es gratis.

VERSORGT MIT KOMPOTT. In der *Versorgerin* werden nicht nur die Projekte und Ideen der *Stadtwerkstatt* vorgestellt; sie bietet auch Platz zur Auseinandersetzung mit verschiedensten (kultur-) politischen Themen. Die aktuelle Ausgabe beschäftigt sich etwa mit der Forderung nach sicheren Fluchtwegen für Flüchtlinge oder mit der neueren Psychoanalyse des Films. Die Betreiber_innen der selbstverwalteten Räume sind also nicht nur

Expert_innen für Gastronomie und Kulturmanagement, sondern auch Öffentlichkeitsarbeiter_innen gegen herrschende Zustände. Das TüWI lässt zwar die Druckerpressen ruhen; das sogenannte ökopolitische Kompott erreicht seine Empfänger_innen jedoch via Ultrakurzwellen. Jeden ersten und dritten Freitag steht *Radio Orange* für eine Stunde ganz im Zeichen des TüWIs. Die Themenpalette reicht von Homophobie und Sexismus im Fußball bis hin zur ökologischen Landwirtschaft auf Kuba.

Auch das Grazer SUB beschränkt sich nicht darauf Konzerte zu veranstalten. Sollte die Band auf der Bühne den eigenen Musikgeschmack nicht ganz treffen, steht ein vollbepacktes Bücherregal zum Schmökern bereit. Bestseller-Literatur sucht mensch hier jedoch vergeblich. Stattdessen gibt es eine große Auswahl über Antirassismus bis zu kapitalismuskritischen Werken. Kritisch zu sein ohne dem Dogmatismus zu verfallen, ist dem Plenum des SUB ein Anliegen. Eine große Rolle spielt daher auch die Reflexion der eigenen Praxis. „Sexistische und andere diskriminierende Verhaltensweisen werden nicht automatisch an der Türe des SUB abgelegt“, berichtet ein Teilnehmer des Plenums. Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Thema und lange Diskussionen mündeten schließlich im SUB-Awareness-Konzept. Ein Versuch, Strategien und Wege zu entwickeln, die es ermöglichen, auf Übergriffe und Grenzüberschreitungen solidarisch zu reagieren. Diese Formen der Gewalt sollen so aus der Unsichtbarkeit gehoben werden.

DO IT YOURSELF! Um den Ursprung des Namens SUB ranken sich verschiedene Mythen, die das Plenum weder bestätigt noch dementiert. Mit einem Augenzwinkern wird folgende, durchaus plausible Geschichte vorgetragen: Vor langer Zeit soll das Lokal einmal *uprising* geheißten haben: hoffnungsvoll;

revolutionär. Doch irgendwann wurde es zum *subising*, und irgendwann blieb dann nur noch das SUB übrig. Wenngleich hier Herausforderungen eher mit Spaß als ernster Miene angesprochen werden, regt die Geschichte zum Nachdenken an. Womit müssen sich selbstverwaltete Räume herumschlagen? Dass solche Projekte keine Selbstläufer_innen sind und die Sicherung eines langfristigen Bestehens ein hartes Stück Arbeit ist, zeigen leider auch gescheiterte Projekte: Etwa das ehemals selbstverwaltete *Café Rosa*, das mit hohen Ansprüchen gestartet ist, aber schließlich 2012 nach weniger als einem Jahr zusperren musste. Steigende Mieten stellen gerade Räume, deren Prämisse nicht die Profitmaximierung ist, vor Schwierigkeiten. Durch die zunehmende Prekarisierung ist die in den meisten Fällen ehrenamtliche Vereinsarbeit immer schwieriger zu stemmen. „Wir merken, dass die Fluktuation höher wird und Menschen generell weniger Zeit haben sich unentgeltlich zu engagieren“, gibt Walter vom TüWI zu bedenken. „Trotz aller Schwierigkeiten muss mensch sich jedoch vor Augen führen, dass es sich lohnt.“

Selbstverwaltete Beisl, Lokale, Räume, oder wie auch immer sie sich selbst definieren, bieten nicht nur die Möglichkeit eine soziale, ökologische und antidiskriminierende Praxis gegen die vorherrschende Ellenbogenmentalität zu unterstützen. Sie bieten auch Strukturen, um selbst aktiv zu werden – egal ob es um die Organisation von Bandabenden, DJane-Lines, Lesungen, Filmscreenings oder Ausstellungen geht oder darum nach Feierabend einfach in gemüthlicher Atmosphäre ein Getränk zu genießen; Walter fasst es passend zusammen: „Es ist alles möglich, was Leute anpacken“.

Klemens Herzog studiert Journalismus und Neue Medien an der FH der Wirtschaftskammer Wien.

Prime Time Forever

Alle reden über Serien. Aber warum machen sie eigentlich so süchtig und wie hat sich unser Schauverhalten in den letzten 15 Jahren verändert? *progress* hat mit dem Medienexperten Christian Stiegler über den Boom gesprochen.

***progress*: Warum machen Serien so süchtig?**

Christian Stiegler: Es sind vor allem die dramaturgischen Elemente, die süchtig machen. Wenn eine Episode mit einem Cliffhanger aufhört, dann bleibt man dabei. Außerdem mögen wir die Wiederholung und episodenhaftes Erzählen. Es gibt uns eine gewisse Sicherheit, die Charaktere zu kennen, wir entwickeln eine Beziehung zu ihnen.

Was für einen Stellenwert nehmen Serien im Leben der Rezipient_innen ein?

Ich sage immer, im besten Fall schaffen sie eine eigene Medienrealität. Baudrillard hat Hyperrealität dazu gesagt, also eine Realität, die wichtiger ist als die eigene Wirklichkeit. So funktioniert *Disneyland*, so funktioniert Fußball, so funktionieren all diese Geschichten, die für uns wichtig bleiben, obwohl wir schon ausgeschaltet haben. Wenn Serien gut gemacht sind, dann leisten sie genau das, entweder weil sie Themen bearbeiten, die so weit weg von uns sind, dass sie zu einer Realitätsflucht werden, oder weil sie uns persönlich ansprechen.

Funktioniert die Serie als Fluchtmittel besser als ein Kinofilm?

Natürlich! Es ist viel mehr Zeit zu erzählen, das eröffnet Möglichkeiten, stärker in die Charaktere einzusteigen und ihnen größere Aufmerksamkeit zu widmen. Außerdem kann man sie daheim ansehen und kann so gleich eine ganze Staffel, die mehrere Stunden dauert, anschauen. Das ist das perfekte Mittel zur Alltagsflucht.

Das ist dann das berühmte Binge-watching.

Der Begriff bezieht sich darauf, dass man den üblichen Episoden-Ablauf zerstört, indem man individuell entscheidet, wann man eine Serie ansieht und wie viel davon. Wir sind nicht mehr abhängig davon, dass eine Serie zu einer gewissen Uhrzeit auf einem bestimmten Sender läuft. Genau das hat *Netflix* mit „*House of Cards*“ so populär gemacht: Es war revolutionär,

Foto: Alex Gotter



als sie gleich die ganze Staffel auf einmal online gestellt haben.

Wie hat sich die Serienkultur in den letzten 15 Jahren verändert?

Schon in den 70er Jahren gab es die ganz großen TV-Serien wie „*Dallas*“ und danach in den 90ern „*Seinfeld*“, „*Friends*“ oder „*Beverly Hills 90210*“. Heute sind jedoch die sogenannten „Qualitäts-TV-Serien“ im Gespräch. Man nimmt immer das Wort „Quality“ dazu und versucht so die neuen Serien von den herkömmlichen abzugrenzen. Die Entstehung der „Quality-TV-Serien“ hat vor allem einen wirtschaftlichen Hintergrund. Als man gemerkt hat, dass das Blockbuster-Kino nicht mehr so rentabel ist, haben die großen US-Medienkonglomerate, zu denen sowohl Filmstudios als auch Fernsehsender zählen, stärker in Serienformate investiert. Dadurch sind qualitätsvollere Produkte und die Möglichkeit im Fernsehen mehr auszuprobieren entstanden.

Ich will das nicht rein wirtschaftlich erklären, aber man darf den Aspekt nicht aussparen. Dass man mehr Geld investiert, bewirkt auch, dass Serien mit größeren Stars besetzt werden. Da sich die aber nie für eine länge-

re Zeit verpflichten lassen, hat sich auch die Serien-Machart verändert und neue Formate sind entstanden, wie die Mini-Series oder Serien wie „*True Detective*“, in der jede Staffel für sich alleine steht. Durch Formate wie *Netflix* und die Möglichkeit, Serien in einem selbstbestimmten Rhythmus anzusehen, hat sich auch das serielle Erzählen verändert und so etwas wie der Cliffhanger hat immer weniger Bedeutung.

Der Serientrend kommt aus den USA und ist dann nach Europa übergelaufen. Sind diese Qualitätsserien nun auch bei uns im Fernsehen zu sehen oder hat sich hier lediglich verändert, wo und wie wir Serien schauen?

Vor allem dem deutschsprachigen Publikum traut man das leider nicht zu, deshalb laufen diese ganzen Qualitätsserien auch hauptsächlich in Spartenkanälen oder zu günstigen Sendeplätzen spät nachts.

Das heißt, wir sind umso mehr auf neue Medien angewiesen, wenn wir Qualitätsserien schauen wollen?

Auf jeden Fall. Im deutschsprachigen Raum musste man dank dem Internet nicht mehr warten und konnte

dort auf (semi-)illegalen Portalen alle Serien finden, sobald sie in den USA liefen. Gerade so etwas wie *Netflix* funktioniert hauptsächlich deshalb, weil es nun legale Anbieter_innen für unsere Serien-Bedürfnisse gibt, die wir bisher hauptsächlich auf (halb-) illegale Weise gestillt haben.

Früher sind am Samstagabend alle vor dem Fernseher gesessen und haben dieselbe Show gesehen. Haben *Netflix* und das Internet das kollektive Fernseherleben zerstört?

Ich glaube, das ist eher eine Antwort auf eine gesellschaftliche Entwicklung. „Wetten, dass...“ ist ein gutes Beispiel dafür, das kommt aus einer Zeit, in der sich Familien vor dem Fernseher versammelt haben. Aber irgendwann gab es nicht mehr nur einen Fernseher im Haushalt, sondern auch einen im Schlafzimmer und einen im Kinderzimmer, weil verschiedene Familienmitglieder eben verschiedene Präferenzen haben. Früher hat man sich auch nicht am Samstag Abend vor den Fernseher gesetzt, um Zeit miteinander zu verbringen, sondern um etwas Bestimmtes am einzigen TV-Gerät im Haushalt anzuschauen. Die Digitalisierung ist also nicht die Ursache für die Individualisierung des Fernseherlebens, sondern vielmehr Resultat davon.

Stimmt das Prinzip: Sag mir, was du schaust und ich sag dir, wer du bist?

Absolut. Aber das gilt ja nicht nur bei TV-Serien, sondern auch bei Musik oder Filmen. Medieninhalte sind stark identitätsstiftend. Und es mag Schubladendenken sein, aber ich bin mir sicher, dass Menschen, die hauptsächlich Quality-TV-Serien anschauen, anders beurteilt werden als Menschen, die „Gute Zeiten, Schlechte Zeiten“ sehen.

Christian Stiegler lehrt an der Universität Wien und ist Professor für Medienmanagement, Consumer Culture und New Media an der Karlshochschule in Karlsruhe.

Sara Schausberger ist freie Journalistin und hat in Wien Germanistik studiert.

Kohle fürs Kino

106 Jahre Kinogeschichte haben die *Breitenseer Lichtspiele*. 46 davon kann Anna Nitsch-Fitz erzählen. So lange betreibt die 77-Jährige nämlich das Kino in Penzing. Obwohl es sich schon lange nicht mehr rechnet, macht sie weiter.

progress: Sie betreiben das Kino *Breitenseer Lichtspiele* seit über vier Jahrzehnten. Woher kommt diese große Leidenschaft für das Kino?
Anna Nitsch-Fitz: Meine Großmutter hatte das Nußdorfer Kino in der Heiligenstädterstraße 161 in Wien und ich war schon in meiner Kindheit begeistert vom Kino. Später durfte ich dann auch mithelfen und die Karten abreißen oder die Kassa machen, wenn die Kassiererin krank war. Meine Großmutter ist 1967 verstorben und hat das Kino meinem Vater vererbt. Ich habe es aber geführt und mich um die Filme gekümmert. Zwei Jahre später hat er das Kino zugesperrt, weil er das Gefühl hatte, dass es sich nicht mehr rentieren würde. Nach einigen kino-losen Monaten habe ich mich dann auf die Suche nach einem neuen Kino gemacht und die *Breitenseer Lichtspiele* entdeckt.

Haben Sie das Kino dann gleich gemietet?

Nein, es war mir anfangs zu klein. Das Kino meiner Großmutter hatte 483 Plätze und die *Breitenseer Lichtspiele* nur 206. Mittlerweile sind wir auf 168 Plätze zurückgegangen. Es sind immer noch dieselben Kinossessel wie damals.

Welche Filme spielen Sie? Haben Sie besondere Kriterien bei der Auswahl?

Ich habe immer 16 bis 20 Filme im Programm, die sieben Wochen laufen. Das Kino ist täglich geöffnet. Derzeit sind Familienfilme, österreichische Filme und Arthouse-Filme dabei. Es ist mir wichtig, dass immer wieder alte Filme laufen. Die BesucherInnen sind ja auch im ältesten Kino der Stadt. Aber ich möchte einen Mix aus allem machen. Ich zeige auch gerne die Arbeiten von JungfilmerInnen. Bei der Auswahl gibt es keine besonderen Kriterien. Ich schaue mir die Filme vorher an und entscheide dann, ob wir sie ins Programm nehmen.

Haben Sie einen Lieblingsfilm?

Ja, „La Strada“ von Federico Fellini ist mein absoluter Lieblingsfilm. Den habe ich hier schon sehr oft gespielt.

Sie sagen, die *Breitenseer Lichtspiele* seien das älteste Kino in Wien. Seit wann existieren sie denn?

1905 hat die Familie Guggenberger begonnen Filme zu zeigen. Damals noch in einem Zeltkino, das von Bauplatz zu Bauplatz gezogen ist. Das Haus, in dem wir jetzt sind, ist 1909 gebaut worden und die Familie Guggenheimer ist hier mit dem Kino eingezogen. Ich selbst habe es dann 1969 übernommen.

Seither sind 46 Jahre vergangen.

Was hat sich verändert?

Die Digitalisierung der Filme hat begonnen und es gibt keine 35mm-Filme mehr. Das ist sehr schade, weil ich Filme aus der Retrospektive von Sophia Lauren und Michael Haneke nicht mehr spielen kann. Diese Abende habe ich besonders gern veranstaltet und es war auch immer ein bestimmtes Publikum da, das jetzt nicht mehr kommt.

Welches Publikum kommt hierher?

Es kommt immer darauf an, welcher Film gespielt wird. Eigentlich kommen alle Altersklassen. Die jüngsten KinobesucherInnen sind vier Jahre alt, die kommen dann meistens mit ihren Großeltern. Es kommen Leute aus dem



Foto: Eva Engelbert

des *Filmfonds* nicht mehr erfüllt. Ich musste mein Konto um 10.000 Euro überziehen, um alles finanzieren zu können.

Sie stecken also sehr viel von ihrem eigenen Kapital in die *Breitenseer Lichtspiele*. Lohnt es sich trotzdem?

Ja, weil es mir so viel Spaß macht das Kino zu betreiben (lacht).

Was sagen Sie zur geplanten Steuererhöhung für Kinotickets?

Das finde ich furchtbar. Wenn das wirklich kommen sollte, dann wäre das ein Wahnsinn. Mich selbst betrifft es nicht, weil die *Breitenseer Lichtspiele* vom Finanzamt als Liebhaberei eingestuft werden. Das bedeutet, dass ich keine Mehrwertsteuer zahlen muss und auch keine Vorsteuer abschreiben kann. Aber für die KinobetreiberInnen wäre das natürlich eine Katastrophe, wenn sich die Mehrwertsteuer von zehn auf zwanzig Prozent erhöht.

Warum nehmen Sie nicht an der *Viennale* teil?

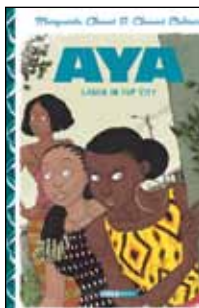
Ich habe mich schon mindestens fünf Mal beworben, aber ich wurde bis jetzt immer abgelehnt. Ich weiß auch nicht warum.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Ich würde mir wünschen bei der *Viennale* mitmachen zu dürfen. Dann wären meine Kosten für das ganze Jahr in den paar Wochen gedeckt und ich wäre aus dem Schneider. Außerdem versuche ich schon länger das Kino unter Denkmalschutz stellen zu lassen. Ich habe öfter mit BeamtInnen des Magistrats gesprochen, aber es scheint, als hätten sie kein besonderes Interesse daran. Das ist wirklich schade, denn immerhin sind die *Breitenseer Lichtspiele* das älteste Kino in Wien.

Julia Beirer studiert Journalismus und Neue Medien an der FH Wien.

SUPERHELDIN IN ZIVIL



Da geht's rund, déh! In der Graphic Novel „Aya“ von Marguerite Abouet wird das Leben der jungen Aya in Yop City an der Elfenbeinküste erzählt. Mit allen Ecken und Kanten – differenziert und detailreich in Farbe bebildert von Clément Oubrerie. Es wäre eine klassische Coming-of-Age-Geschichte mit partywütigen

Teenies, Herzschmerz und Missverständnissen, wenn da nicht auch Aya wäre, die sich ihr Leben anders vorstellt. Sie will nach ihrem Schulabschluss Medizin studieren. Schmusen im Hotel der Sterne? Keine Zeit. Heiraten? No way. Aber Aya ist keine egozentrische Streberin. Mit Weitblick und Gerechtigkeitsinn hilft sie nicht nur ihren Freund_innen Bintou und Adjoua

aus der Patsche, sondern auch vielen anderen in Yop City. In einer Stadt, in der es wie in einer Telenovela zugeht, ist das keine leichte Aufgabe. Aya unterstützt nicht nur Bintou dabei, sich ein Leben als Alleinerzieherin aufzubauen, als diese unerwartet schwanger wird, und verhilft dem schüchternen Herve zu Selbstvertrauen und einem Job als Automechaniker; sie wird auch die Vertraute des schwulen Innocent, der mit seiner homophoben Umgebung kämpft. Als ob das nicht schon genug wäre, organisiert sie eine Rettungsaktion, um Félicité, die von ihrem Vater ins Dorf verschleppt wird, wieder nach Yop City zurückzubringen und spürt mit Adjoua die heimlichen Affären ihrer Liebhaber auf. Aya, die Superheldin in Zivil.

Als sich Aya jedoch gegen ihren Biologie-Prof wehrt, der seine Student_innen vergewaltigt, droht er ihr die Zukunft als Ärztin zu zerstören. Scham und Hilflosigkeit setzen Aya stark zu, alles wird zuviel – sie kann nicht mehr und wird krank. Nun sind

ihre Freund_innen am Zug und sie lassen Aya nicht hängen. Vor allem die wütende Adjoua sorgt dafür, dass Aya's Biologie-Prof schlussendlich verhaftet wird. Abouets und Oubreries Graphic Novel rechnet auch mit eurozentristischen Vorurteilen gegenüber Afrika ab. Mit vielfältigen Charakteren, aufwendig-konkreter Bildsprache und Geschichten über Alltag und Abenteuer schenken sie den Leser_innen eine Alternative zum kolonialistischen Blick auf ein Leben an der Elfenbeinküste.

Marguerite Abouet, Clément Oubrerie: „Aya“ und „Aya: Leben in Yop City“
Reprodukt, 360 und 364 Seiten
jeweils 39 Euro

Marlene Brüggemann studiert Philosophie an der Uni Wien.

Ausstellungs-Rezension

GEBÜNDELTE WIRKLICHKEIT



Es könnte ein griechischer Mythos sein: Unfähig seine Flügel zu schließen, treibt Walter Benjamins „Engel der Geschichte“ mit dem Rücken voran in Richtung Zukunft, den Blick gerichtet auf die Vergangenheit als unaufhörlich wachsender Trümmerhaufen. Anzutreffen ist die geknechtete Himmelsbotin in einem Film von Aura Rosenberg in der Ausstellung „Memory Lab“ im Wiener MUSA. Eröffnet im Rahmen des letztjährigen Europäischen Monats der Fotografie, fragt die Schau nach dem Stellenwert des fotografischen Bildes in der (Re-)Konstruktion von Geschichte und Erinnerung.

Es könnte ein griechischer Mythos sein: Unfähig seine Flügel zu schließen, treibt Walter Benjamins „Engel der Geschichte“ mit dem Rücken voran in Richtung Zukunft, den Blick gerichtet auf die Vergangenheit als unaufhörlich wachsender Trümmerhaufen. Anzutreffen ist die geknechtete Himmelsbotin in einem Film von Aura Rosenberg in der Ausstellung „Memory Lab“ im Wiener MUSA. Eröffnet im Rahmen des letztjährigen Europäischen Monats der Fotografie, fragt die Schau nach dem Stellenwert des fotografischen Bildes in der (Re-)Konstruktion von Geschichte und Erinnerung.

Aber nicht nur der Vergangenheit selbst, sondern vor allem ihrer steten Präsenz in der Gegenwart widmen sich die gezeigten Werke, die zwischen offizieller Historie und persönlichen Geschichten des 20. Jahrhunderts changieren. So etwa Tanja Boukals „Rewind: Obersalzberg“. Die Künstlerin montierte Tourist_innen neben einen schwarz-weißen Adolf Hitler auf vor Ort gesammelte Schieferplatten. Oder Noro Knaps gespenstisch anmutende Installation „20. April“, in der eine im Jahr 2011 entstandene Videoaufnahme des Platzes vor dem Nationaltheater in Bratislava mit einem Propagandafoto aus 1941 überblendet wird. In Lina Scheynius Fotoserie „Sarajevo“ scheint die Vergangenheit ihren Bildern schon im Moment des Auslösens eingeschrieben zu sein. Und bei Anna Jermolaewa liegt der Beweis einer nicht-eingelösten Zukunftsvision in der Gegenwart: Durch ein zufällig gefundenes Foto erinnert sich die Künstlerin an ein junges Versprechen und macht sich daraufhin auf die Suche nach ihren Kom-

pliz_innen, mit denen sie damals auf einen kollektiven Selbstmord zum 40. Geburtstag geschworen hat. „Vielleicht hindert uns ein unbezwinglicher Widerstand, an die Vergangenheit, an die Geschichte zu glauben, es sei denn in der Form des Mythos. Die Photographie hat, zum ersten Mal, diesen Widerstand zum Schwinden gebracht“, schrieb Roland Barthes 1980 in „Die helle Kammer“. Eben das, aber vor allem welcher vielfältiger Wirklichkeitsgenerator die Fotografie sein kann, zeigt die Ausstellung in eindrucksvoller Weise.

„Memory Lab. Photography Challenges History“
bis 21.3.2015
MUSA Museum Startgalerie Artothek, Wien
Kuratorin: Gunda Achleitner

Flora Schausberger studiert Critical Studies an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Theater-Rezension

NACH EUROPA ÜBER DAS MEER



„Sechs Tage, das ist doch nichts für den Weg ins Paradies.“ Mit diesem zynischen Satz versucht ein Schleuser in Wolfgang Bauers Reportage „Über das Meer – Mit Syrern auf der Flucht nach Europa“ die Schrecken der Flucht über das Mittelmeer kleinzureden. Zynisch ist der Satz nicht zuletzt deshalb, weil die Flüchtlinge im

„Paradies“ Europa weiter ausgebeutet werden: Wer ohne gültige Papiere reist, kann sich nirgendwo beschweren. Im Salzburger Landestheater ist Bauers Text Teil einer Vorstellung zum Thema Migration. Drei Wochen vor der Premiere probt das Ensemble unter der Regie von Carl Philip von Maldeghem das Stück „Nach Europa“ der Französin Marie NDiaye.

Darin macht sich die von ihrer Familie verstoßene Khady Demba auf den Weg nach Europa. Sie gerät an einen rätselhaften jungen Mann, der ihr einen gefälschten Pass besorgt. Um zu überleben, geht sie der Sexarbeit nach. Die vier SchauspielerInnen erzählen Dembas Geschichte in einer Mischung aus erzählenden und gespielten Passagen. Mal ist eine der beiden Schauspielerinnen Khady Demba, mal die andere und manchmal beide zugleich. Wer zeigt seine wahre Identität und wem kann ich vertrauen? Für die Flüchtlinge sind diese Fragen mitunter überlebenswichtig.

Bauers Bericht bildet den zweiten Teil der Vorstellung. Der Journalist hat sich das Vertrauen einiger Flüchtlinge erarbeitet, indem er selbst versuchte, auf einem Flüchtlingsschiff von Ägypten nach Europa zu gelangen. Sein gescheiterter Versuch ist die Basis seines im Herbst erschienenen Buches, das Maren Zimmermann für die Bühne adaptiert hat. Aktueller könne Theater

kaum sein, meint Chefdramaturgin Friederike Bernau. Harte Schnitte prägen den Erzählrhythmus von „Über das Meer“. Für die Flüchtlinge ist das Meer gleichermaßen Ziel und Bedrohung und ihre Flucht besteht nicht zuletzt aus Warten und Frustrationen. Die gespielten Passagen werden im Laufe des Stückes weniger und die Informationen dichter. Inhaltlich und formal keine leichte Kost – aber die Mühe lohnt sich.

Marie NDiaye: „Nach Europa“, Wolfgang Bauer: „Über das Meer“
Regie: Carl Philip von Maldeghem
05.02.2015 bis 05.03.2015
Kammerspiele des Salzburger Landestheaters
6 bis 22 Euro

Markus Schüssler hat in Salzburg und Bamberg Germanistik studiert.

DIE UNGLEICHHEIT BEKÄMPFEN



Die kritische Rechtsextremismusforschung in Österreich hat ein Problem: Abseits des *Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands* findet sie vorwiegend diskontinuierlich im Rahmen von Journalismus, Aktivismus und kaum beachteten studentischen Arbeiten statt. Das konstatierte die seit 2011 bestehende *Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit* (FIPU) bei der ersten öffentlichen Präsentation ihres Sammelbandes „Rechtsextremismus – Entwicklungen und Analysen“ im Dezember 2014. Nun liegt ein gut durchkomponiertes Buch vor, das versucht systematische Grundlagenarbeit zu leisten, etwa indem die Verwendung des Begriffes „Rechtsextremismus“ in

Abgrenzung zu deutschen Debatten gerechtfertigt wird.

Eingeleitet wird der kleinformative Band durch ein inhaltlich leider mageres Vorwort von Julya Rabinowich. Dies soll jedoch nicht entmutigen: Die folgenden 270 Seiten bieten reichhaltige und diverse Beiträge. Der Stand der Rechtsextremismusforschung wird durch Bernhard Weidinger aufgearbeitet, ihre Geschlechtsblindheit wird von Judith Götz beleuchtet. Der sogenannten Islamophobieforschung diagnostiziert Carina Klammer „Kulturalisierung beziehungsweise Entpolitisierung [...] sozialer Ungleichheiten“. An konkreten Beispielen arbeiten sich weitere Beiträge ab, etwa jener von Matthias Falter, der den Rechtsextremismusbegriff des Verfassungsschutzes historisch verfolgt und theoretisch durchleuchtet. Heribert Schiedel widmet sich seinem Stammthema FPÖ und der Gastbeitrag von Lucius Teidelbaum analysiert die mediale Inszenierung von BettlerInnenfeindlichkeit. Abgerundet wird der Band

durch eine Reflexion der antifaschistischen Proteste gegen den WKR- beziehungsweise Akademikerball sowie eine fragmentarische Chronik rechtsextremer Straftaten. Zusammenfassend bleibt festzustellen: Wer sich mit Rechtsextremismus analytisch befasst oder sich aktiv gegen diesen einsetzt, sollte Besitzer-In dieses Sammelbandes sein.

Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (Wien): „Rechtsextremismus“ Entwicklungen und Analysen – Band 1 Mandelbaum Verlag, 272 Seiten 19,90 Euro

Eva Grigori ist Germanistin und studiert Soziale Arbeit an der FH St. Pölten.

Zweimal hingehört

**MADAME BAHEUX
MADAME BAHEUX**



die Coverversion von Georg Kreislers „Meine Freiheit, deine Freiheit“, welche zu einer „Frechheit“ wird. Die musikalische Energie und die Geschwindigkeit der Songs springen eine_n an und lassen so schnell nicht mehr los. Ein beeindruckendes und abwechslungsreiches Debutalbum.

KATI: *Madame Baheux* waren bisher als unmerkbar Aneinanderreihung der Nachnamen der vier Musikerinnen unterwegs – Popržan/Jokić/Neuner/Petrova. Nun haben sie sich zum Glück endlich einen Bandnamen überlegt, den ich nicht sofort wieder vergesse und dazu gleich ein selbst betitelt Album herausgebracht. Gute Idee. Bosnien, Serbien, Bulgarien und Wien finden sich zusammen in einer Kombination aus Jazz, Balkan-Sound, Brecht und Wienerlied. Die Coverversion von Georg Kreislers antikapitalistischem Spottgesang „Meine Freiheit, deine Freiheit“ bekommt, von Jelena Popržan gesungen, noch eine zusätzliche Ebene. Und die langen, rein instrumentalen Teile der Nummern sind live nochmal schöner als zuhause. Seeräuber-Jenny meets Balkan.

KATJA: Wir sind ein bisschen late to the party mit dieser Besprechung, da die Platte bereits im September letzten Jahres erschienen ist. Aber besser spät als nie bieten wir dieser Band eine Plattform. Aufmerksam wurden wir auf sie, als sie den *Austria World Music Award* gewonnen hat. Obwohl wir „Weltmusik“ für eine unsäglich furchtbare Bezeichnung halten, nicht nur in Bezug auf *Madame Baheux*. Wahr ist, dass die fünf Musikerinnen in irgendeiner Form Verbindungen zum Balkan haben – außer Lina Neuner, die aus Klosterneuburg stammt und intern liebevoll Gatarbajterka genannt wird. Musik und Texte klingen tatsächlich stark nach Balkan, was an den typischen Streichinstrumenten und den teilweise auf Serbisch gesungenen Lyrics liegt. Das leicht zugängliche Highlight des Albums ist aber wohl

**LIME CRUSH
7"**



KATI: „I know the rules, but I don't follow“ – diesmal sind wir mit beiden Rezensionen ganz regional und abseits des Mainstreams unterwegs. *Lime Crush* haben ihre erste 7-Inch Platte auf dem großartigen Wiener Label *fettkakao* veröffentlicht. Label-Betreiber Andi traut sich endlich selbst auf die Bühne, bleibt aber eher im Hintergrund und lässt die drei Musikerinnen Panini, Nicoletta und Veronika, die wir von anderen Projekten wie *Plaided* oder *Tirana* kennen, laut sein. Die beste Musik entsteht mitunter, wenn die Leute, die sie machen, sich selbst nicht zu ernst nehmen. „I went out to play ping pong, but all I got was a honk tonk!“ Ich mein, wer kennt das nicht? Das Ergebnis sind drei Nummern, die punkig sind und Spaß machen. Zeitgemäßer Riot-Grrrl Moshpit. Sowas kann wohl nur unterstützt werden – mehr davon!

KATJA: Die erste Veröffentlichung 2015 aus dem traditionsreichen Hause *fettkakao* legt die Latte für Wiener Bands mal wieder sehr hoch. In knapp fünf Minuten ist die Platte durchgehört – drei Songs mit je eineinhalb Minuten Spielzeit, DAS ist Punkrock. Die vier Bandmitglieder sind allesamt bekannte Gesichter. Für wen *Aivery*, *Tirana* oder *Plaided* keine Fremdwörter sind, der oder die hat die eine oder andere Musikerin schon einmal gehört oder gesehen. Zusammen sind sie also eine Art Supergroup und bringen mit witzigen, lockerleichten Punksongs frischen Wind in die Konzertszene. Hier ist nichts verklemmt oder Kunstpunk, sondern alles original DIY. Punkfans, die eine Back-To-The-Wurzelbehandlung des Genres ersehnen, dürften mit dieser Platte extrem glücklich werden.

Katja Krüger und Kati Hellwagner studieren Gender Studies an der Universität Wien.

Differenzieren, differenzieren, nochmals differenzieren

Der Anschlag auf die Zeitschrift *Charlie Hebdo* löste eine Schockwelle in den Redaktionshäusern aus. Der Betroffenheit zum Trotz können und müssen gerade die Medien durch Sachlichkeit und Differenzierungsvermögen einen Beitrag zur Entemotionalisierung leisten.

Als die Nachricht über den Taliban-Anschlag in Pakistan um die Welt ging, bei dem mehr als 130 SchülerInnen – Kinder von Militärangehörigen – brutal hingerichtet wurden, da haben wohl viele Menschen unwillkürlich an die Klassenzimmer gedacht, in denen sie selbst viele Jahre ihres Lebens verbracht haben.

Und als die Bilder von der Gewalttat in der Redaktion von *Charlie Hebdo* als Breaking News weltweit die Kanäle überfluteten, da saß der Schock bei einer Berufsgruppe besonders tief, nämlich bei den JournalistInnen. Ob angestellt oder freiberuflich, alle, die schon einmal journalistisch tätig waren, kennen die Redaktionssitzung als eine Bühne der kreativen und argumentativen Auseinandersetzung. Eine Redaktionssitzung bedeutet einen Wettstreit der Ideen und ist gelebte Meinungsfreiheit mit all ihren Facetten.

Es ist daher nachvollziehbar, dass gerade JournalistInnen, für die Meinungsfreiheit Motivation, Credo und Zweck ihrer Tätigkeit zugleich ist, in einem ganz besonderen Ausmaß von dem Attentat in Paris erschüttert sind. Aber zugleich kann es nicht die Aufgabe von JournalistInnen sein, die ohnehin emotional aufgewühlte Atmosphäre zusätzlich anzuhetzen oder durch Vereinfachungen und unzulässige Vergleiche dem Sündenbock-Denken Vorschub zu leisten.

WAS IST „DIE COMMUNITY“? Hans Rauscher vom *Standard* nimmt in seiner Kolumne vom 9. Jänner die „muslimische Community und ihre geistigen Führer“ in die Pflicht, Verantwortung zu übernehmen – dafür, „dass diese Wahnideen in der Community bekämpft werden“. Mit Verlaub, was soll bitte „die Community“ sein? Wie viele Menschen muslimischen Glaubens würden von sich ernsthaft behaupten, einer klar definierten Community anzugehören und deren Regeln – sofern diese überhaupt ausformuliert sind – lückenlos zu befolgen? Die

Vorstellung, dass „die Muslime“ sich in einer klar abgegrenzten und definierten „Community“ organisieren, entspringt eher dem Wunsch nach Klarheit und Kategorisierbarkeit sowie Lenkbarkeit eines Bevölkerungssegments als der komplexen Realität, die sich einem solchen Ordnungsprinzip widersetzt.

WER SIND „WIR“? WER „DIE MUSLIME“? Rauscher weiter: „Um es offen zu sagen: Wir haben uns mühsam die Moderne angeeignet – Säkularisierung, Frauenemanzipation, eine liberale Sexualmoral und -gesetzgebung, eine nicht vollständige, aber doch beträchtliche Abkehr von altem autoritärem Denken sowohl in der Familie als auch in der Politik. Von den Muslimen kann man das so nicht sagen.“ Wer sind „wir“? Wer sind „die Muslime“? Sind die sozialen und kulturellen Errungenschaften Europas etwa „unser“ Verdienst? Eine derart krass vereinfachende Aufteilung in „wir“ und „sie“ gilt es zu hinterfragen, gerade in der aktuell so aufgeheizten Atmosphäre.

„Es gibt Abstufungen innerhalb der Muslime“, hält Rauscher fest, und fügt hinzu: „Doch ein ziemlich großer Teil hat einen anderen Wertekanon.“ Ja, das mag so sein. Aber nicht die Werte sind es, die töten, sondern es sind gewaltbereite, bewaffnete Menschen. In einer pluralistischen Gesellschaft ist es nun einmal erlaubt, unterschiedliche Werte zu haben. Nicht die Werte der Muslime gilt es zu bekämpfen, sondern die Radikalisierung, die Frustration und die Aggression. Selbst wenn morgen sämtliche geistliche Würdenträger in jeder einzelnen Moschee Europas das Attentat von Paris aufs Schärfste verurteilen sollten, wäre damit die Terrorgefahr nicht aus der Welt geschafft.

HINKENDE NAZI-VERGLEICHE. Und schließlich der Nazi-Vergleich: „Aber es heißt, die Verantwortung dafür anzunehmen, dass diese Wahnideen in der Community bekämpft werden. So wie in Deutschland und Österreich Politiker, Publizisten, Intellektuelle, auch geistliche Führer aktiv die Ver-

antwortung angenommen haben, dass die Wahnideen der Nazis nicht weiterleben oder verharmlost werden. Das war zu Zeiten Waldheims und Haiders ein keineswegs leichter Kampf von ein paar liberalen Geistern gegen den Mainstream.“ Dieser Vergleich hinkt so gewaltig, dass es den Rahmen sprengen würde, ihn an dieser Stelle einer eingehenden Analyse zu unterziehen. Es sei lediglich darauf hingewiesen, dass Nazi-Vergleiche an sich problematisch und grundsätzlich in einem Qualitätsmedium nicht gut aufgehoben sind.

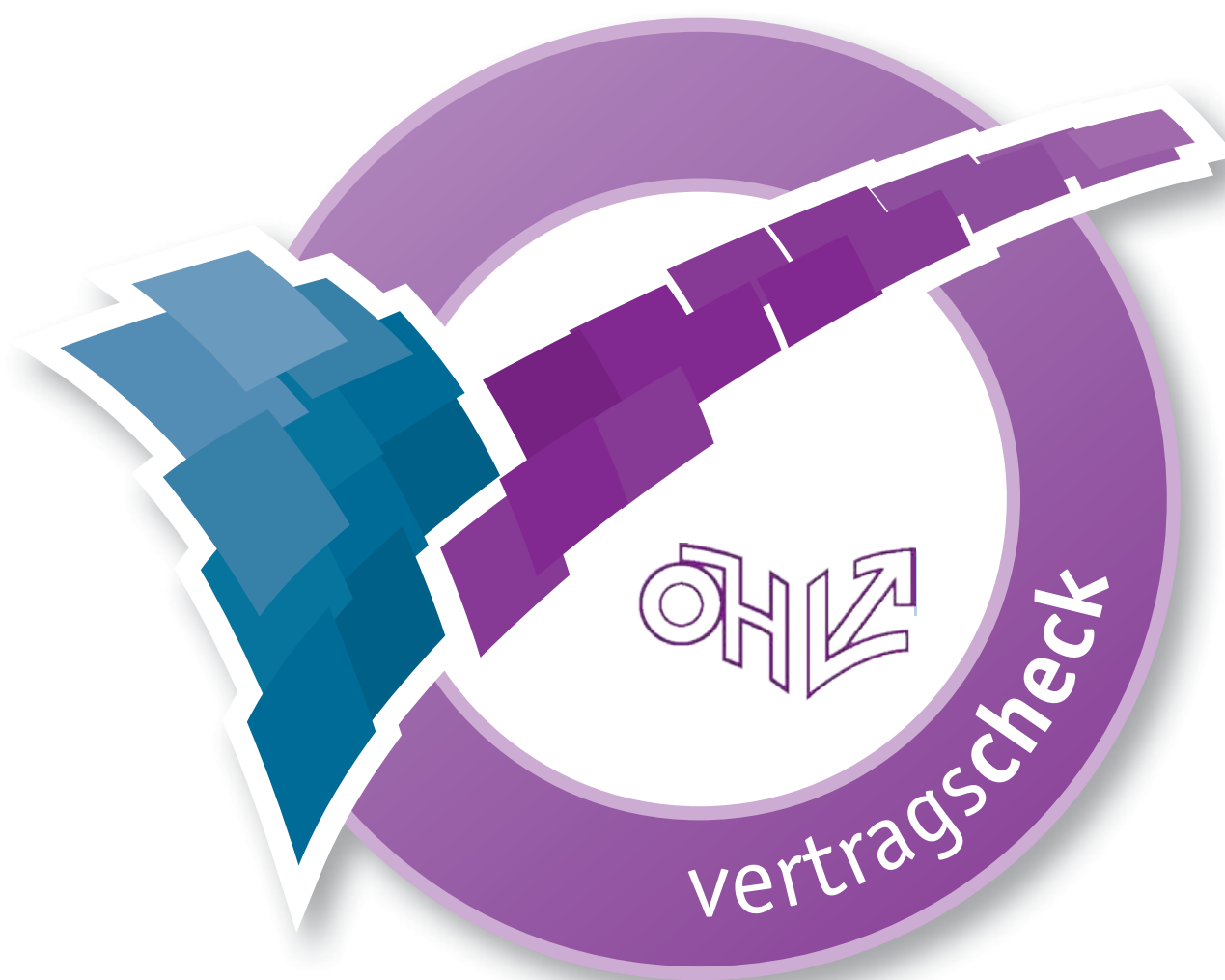
SKEPSIS GEGENÜBER PATHOS. Allerdings ist Rauscher zuzustimmen, wenn er sagt: „Es geht um das geistige Klima in einer Gemeinschaft.“ Ja, das ist richtig. Es geht heute um das geistige Klima in Europa, und hier spielen Medien als vierte Gewalt eine ungeheuer wichtige Rolle, jetzt mehr denn je. Was bedeutet es denn für die Medien, Verantwortung zu übernehmen? Es bedeutet nichts anderes als zu differenzieren, zu differenzieren und nochmals zu differenzieren, sich unermüdlich mit der Komplexität der Realität auseinanderzusetzen, zu versachlichen, zu entemotionalisieren und sich stets aufs Neue auch mit der eigenen Rolle kritisch auseinanderzusetzen.

Verantwortung zu übernehmen heißt auch, jedweder Pauschalisierung oder Hysterisierung die rote Karte zu zeigen, sich von Schwarz-Weiß-Schemata zu distanzieren, und jeglichem Pathos mit Skepsis zu begegnen. Verantwortung zu übernehmen heißt, den Wunsch nach einfachen Rezepten und simplen Erklärungsmustern als eine Versuchung zu erkennen und dieser mit aller Kraft zu widerstehen.

Mascha Dabić hat Translationswissenschaft (Englisch und Russisch) fertig und Politikwissenschaft fast fertig studiert und unterrichtet Russisch-Dolmetschen an den Universitäten Wien und Innsbruck.



Vertragscheck



Lass deine Arbeitsverträge checken und hol dir Infos zu Arbeitsrecht, Arbeitnehmer_innenschutz, Versicherung, Dienstverhältnissen und Konsument_innenschutz.



Tel.: +43 (0) 1/3108880 - 41

www.oeh.ac.at



Mail: vertragscheck@oeh.ac.at



persönliche Beratung Mittwoch 17-19 Uhr

Diagonale 2015

Festival des österreichischen Films
Graz, 17.–22. März 2015

